A.D. WILK

UND WENN ICH ES *selbst wert* BIN

SPIEGEL Bestseller

ROMAN KAWA

A.D. WILK

UND WENN ICH MICH selbstliebe

ROMAN KAWA

Weil du verdient hast, zu sehen,
wie wertvoll du bist.

1

Ich betrachtete mich im Spiegel. Das gleiche Bild wie an jedem Morgen. Ich wollte mögen, was ich sah, und irgendwie tat ich das auch. Ich lächelte mir entgegen. Mein Spiegelbild erwiderte das Lächeln nicht besonders überzeugend. Nein, es war das falsche Kleid. Ein rotes Sommerkleid mit kurzen Ärmeln und einem knielangen Rock, das perfekt zu meiner leichten Sommerbräune und meinen dunkelblonden Haaren passte. Es ließ mich strahlen. Es war wunderschön und doch … es zeigte einfach zu viel von mir.

Schnell zog ich es mir wieder über den Kopf, denn ich wollte Tommy nicht länger warten lassen.

Ich entschied mich für eine Jeans, die nicht zu eng saß, und ein T-Shirt mit einem witzigen Spruch. Die Bewohner würden es mögen. Zumindest die, die meinen Humor teilten.

Ich mache keine Pausen, ich sammle Geschichten.

Noch einmal betrachtete ich mein Spiegelbild. Das Lächeln war jetzt überzeugend. Ja, so fühlte ich mich wohl. Das Kleid hängte ich zurück auf seinen Bügel, wo es noch etwas länger auf seinen ersten Einsatz warten würde. Wir hatten es vor zwei Jahren gekauft, als Tommy und ich unseren ersten gemeinsamen Urlaub auf Mallorca

verbracht hatten. Er hatte es gemocht, doch ich hatte mich von Anfang an nicht wohl darin gefühlt.

Oder vielmehr sah ich mich gern darin, doch ich war nicht bereit, dass die Öffentlichkeit mich darin ansah.

»Marly, kommst du?« Er klang nicht genervt und doch löste die Frage ein paar Stresshormone aus ihren Verankerungen, die jetzt durch meine Blutbahnen schossen.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Es war halb sechs. In einer Stunde startete meine Schicht. Tommy begann erst um acht Uhr zu arbeiten, doch er verbrachte den Morgen im Fitnessstudio. Wenn ich Spätdienst hatte, begleitete ich ihn manchmal. Meistens war ich dafür jedoch zu müde. Und außerdem … die Vormittage wollte ich eigentlich für mein Projekt reservieren, in dem ich mich genauso gern sehen würde wie in dem roten Kleid, das jetzt wieder im Schrank hing. Doch auch das Projekt traute ich mir nicht überzuziehen. In diesem Fall jedoch nicht, weil es mich nicht strahlen lassen würde. Nein, es war einfach zu groß für mich. Und außerdem …

»Marly?«

»Ich komme.« Ich griff nach meiner Strickjacke. Am Morgen war es noch zu frisch für kurze Ärmel. Wenn ich das *Haus Sophia* am Nachmittag verließ, würden mich die langen Hosenbeine schwitzen lassen. Doch zu diesem Zeitpunkt wäre ohnehin jedes Kleidungsstück zu viel und das Einzige, was ich dann brauchte, wäre eine Dusche.

Tommy stand bereits vollständig angezogen im Flur. Für einen Moment betrachtete er mich. Ich konnte seinen Blick nicht deuten. Suchte er nach etwas? Hatte ich doch das falsche Outfit gewählt? War die Jeans zu eng? Doch dann lächelte er liebevoll und vertrieb damit fast alle Gedanken, die mich zuvor verunsichert hatten. »Ich mag es, dass du morgens keine Stunden im Bad damit verbringst, dein Gesicht anzumalen. So kann ich *meine* Marly viel besser sehen.«

Die Worte waren sicher lieb gemeint, doch erneut lösten sie Unsicherheit in mir aus. Nein, ich schminkte mich nicht. Und ich wusste, dass Tommy mich auch ohne Make-up mochte. Außerdem

gab es keinen Grund, Lidschatten und Lippenstift zu tragen, wenn ich vollbepinkelte und anders besudelte Bettlaken wechselte. Doch das war nicht der Grund, aus dem ich darauf verzichtete.

»Lass uns gehen. Wir sind spät dran.«

»Und wessen Schuld ist das?« Er sagte es liebevoll und doch fühlte ich mich mies bei seinen Worten.

»Meine. Ich habe mein Outfit gewechselt.« Ich sagte es beiläufig, zog meine Sneaker an, die vor Jahren mal weiß gewesen waren, und griff nach meiner Tasche. »Wollen wir?« Ich zwang mich zu einem Grinsen. Manche Morgen begannen einfach mies.

Als wir eine knappe Minute später auf der Straße vor unserem Haus standen und uns auf den Weg zur U-Bahn machten, fühlte ich mich etwas besser. Zu dieser Uhrzeit war die Reichenberger Straße so ruhig, dass ich fast vergaß, dass wir uns mitten in Kreuzberg befanden.

»Mit wem arbeitest du heute?« Tommy verschränkte die Finger seiner linken Hand mit denen meiner rechten. Ich mochte es, dass wir auch nach vier Jahren Hand in Hand durch die Straßen liefen.

»Wenn alle kommen, die im Dienstplan stehen, sind es Jonas, Amanda von der Zeitarbeitsfirma und Gustav, der die Schichtleitung übernimmt, weil Gertrud noch krank ist.« Zu wenig Leute für die fast fünfzig Menschen, die wir betreuten. Mit Jonas kam ich in der Regel gut klar. Amanda mochte mich nicht und Gustav verteilte die Bewohner und die anderen Aufgaben so, dass er am wenigsten zu tun hatte und wir anderen noch weniger mit der Arbeit hinterher kamen, als es ohnehin schon der Fall war.

Doch ich beschwerte mich nicht. Das tat ich nie. Ich mochte meinen Job, auch wenn ich jedes Mal mitleidige Blick erntete, wenn ich jemandem erzählte, dass ich in der Pflege in einem Altenheim an der Grenze zu Marzahn arbeitete.

»Meinst du, du könntest Amanda heute mal ein bisschen Kontra geben?«

Jetzt war ich es, die die Augen verdrehte. »Wenn ich eine freie Minute finde, werde ich es tun.« Das würde ich nicht. Freie Minuten gab es nicht. Und wenn ich sie fand, nutzte ich sie, um den

Bewohnern ein bisschen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Ich mochte die meisten von ihnen. Okay, manche hatten nicht nur die Namen ihrer Enkelkinder vergessen, sondern wussten auch nicht mehr, wie man menschlich mit anderen Menschen umging.

Doch einige von ihnen waren mir so sympathisch, dass ich mich gern auf Gespräche mit ihnen einließ, für die ich eigentlich keine Zeit hatte. Dabei würde ich sie mir gern nehmen. Diese Menschen waren es, die mich schon während meiner Ausbildung zu meinem Projekt inspiriert hatten. Ihre Lebensläufe waren interessant. Sie hatten so viel erlebt und es stimmte mich traurig, dass all ihre Geschichten ungehört blieben. Dabei war jede einzelne von ihnen es wert, dass die Welt sie kennenlernte.

Oftmals erhielten sie keinen Besuch von Verwandten. Es gab nur sehr wenige Bewohner, die gelegentlich für einen Ausflug abgeholt wurden. Die meisten verbrachten ihre Tage allein in ihren Zimmern oder in den Gruppenräumen. Zwischen manchen hatten sich Freundschaften entwickelt. Doch sie waren nicht besonders tief, denn jeder von ihnen wusste, dass das *Haus Sophia* kein Zwischenstopp war. Oder vielleicht war es das. Ein Zwischenstopp, von dem aus sie die letzte Reise ihres Lebens antreten würden.

»Du musst dir diese freie Minute nehmen, Marly.«

Ich atmete tief durch. »Amanda steht heute nicht auf meiner Prioritätenliste.«

»Marly. Warum setzt du sie nicht endlich drauf?« Er klang fast wütend.

Ich hatte den Fehler begangen, mich einmal zu oft über diese Frau bei Tommy zu beschweren. Beschweren. Ja, ich beschwerte mich, wenn ich über sie jammerte. Wenn Tommy mich allerdings nach meinem Tag fragte, wollte er auch immer wissen, was sie wieder getan hatte. Und dann erzählte ich es ihm. Und weil Tommy schon das ein oder andere Coaching über seinen Arbeitgeber im Bereich Persönlichkeitsentwicklung mitgemacht hatte, wollte er mir immer wieder erklären, wie ich mich in bestimmten Situationen verhalten sollte. Aber er hatte keine Ahnung, wie sich

diese Situationen in der Realität anfühlten. Deshalb nützten mir seine gut gemeinten Tipps fast nie etwas und inzwischen war ich auch genervt von ihnen.

»Mal sehen.« Wir führten dieses Gespräch regelmäßig. Deshalb war ich froh, als wir die U-Bahn-Station am *Kottbusser Tor* erreichten. Hier würden sich unsere Wege trennen.

»Hab viel Spaß beim Training.« Ich stellte mich leicht auf die Zehenspitzen und küsste ihn.

Er erwiderte meinen Kuss. »Hab einen schönen Tag.« Mit einem Lächeln löste er die Verschränkung unserer Finger und drehte sich in die Richtung, in die sein Weg ihn führte. Ich stieg die Treppen zur Bahn hoch. Denn in diesem Teil der Stadt fuhr die U-Bahn oberirdisch auf über der Straße verlaufenden Schienen.

Ich wartete nicht auf das grüne Symbol der Ampel und überquerte die Skalitzer, während ich in meiner Tasche kramte, um einen Euro herauszuholen. Ich legte ihn der alten Frau, die an einen der riesigen Stahlpfeiler gelehnt saß, in den Becher und lächelte sie an. »Guten Morgen, Hilde.«

»Guten Morgen, Marly. Gott segne dich.« Ihre Stimme klang kratzig, ihr Gesicht wies die Spuren einer schlaflosen Nacht auf.

»Brauchst du noch einen Kaffee?« Ich sah zu dem kleinen Kiosk, der ein paar Meter entfernt stand. Eigentlich hatte ich keine Zeit, ihr einen zu kaufen. »Warte, ich bin gleich zurück.« Ich eilte zum Kiosk und fluchte innerlich, weil ein Mann vor mir ans Fenster trat. Nachdem er seine Zeitung bezahlt hatte, bestellte ich einen Kaffee mit viel Milch und Zucker.

Deniz, der Kioskbesitzer warf mir einen vertrauten Blick zu. »Du trinkst deinen Kaffee nicht mit Zucker.«

»Er ist für Hilde.« Ich deutete zu der alten Frau.

Deniz nickte, reichte mir den Kaffee und ein helles Brötchen. »Geht aufs Haus. Aber sag es ihr nicht.«

Lächelnd nahm ich den Becher und die Papiertüte entgegen. »Natürlich nicht. Mach ich doch nie.« Ich zwinkerte ihm zu, fragte mich für einen Moment, ob diese Geste zu viel war, und wandte mich dann ab. »Hab einen schönen Tag.«

»Du auch, Marly.«

Ich brachte Hilde die Sachen.

»Du bist ein Engel, Schätzchen.«

»Schau, dass du noch etwas Vernünftiges isst heute, ja?«

Sie lächelte nur matt, schnupperte an dem heißen Kaffee und versank wieder in ihrer Welt, die jetzt hoffentlich ein bisschen heller war.

Auch Hilde könnte Teil meines Projektes sein. Doch ich traute mich nicht, sie zu fragen, ob sie das wollte. Denn dies hätte bedeutet, dass ich jemandem davon hätte erzählen müssen. Auch vor Hildes Urteil hatte ich Angst.

Ich eilte die Stufen zum Bahnhof hinauf, doch als ich die Plattform erreichte, fuhr meine U-Bahn gerade davon. Mist! Die nächste würde zwar in ein paar Minuten kommen, doch meinen Anschlussbus würde ich verpassen. Das bedeutete, dass ich schon wieder zu spät kommen würde.

Resigniert ließ ich mich auf eine der Bänke sinken. Wieder einmal zeigte mir das Leben, dass Karma nur eine Erfindung von Leuten war, die anderen Angst machen wollten. Oder wie konnte es sein, dass ich etwas Gutes tat und Gustav dafür einen neuerlichen Grund gab, mich zu triezen?

Jetzt im Sommer war es hell, wenn ich morgens mit Bus und Bahn durch die Stadt fuhr. Im Winter waren die Frühschichten eine echte Herausforderung. In der hellen Jahreszeit blickten die Leute in den Öffis und an den Haltestellen ein bisschen weniger grimmig auf ihre Smartphones.

Ich scrollte selbst durch meinen Instagram-Feed und hatte keine Ahnung, welche Mimik ich dabei aufsetzte. Manchmal fragte ich mich, wer all die Leute waren, denen ich da folgte. Und, obwohl ich natürlich wusste, dass jeder nur die Sahnestückchen seines Lebens postete, fragte ich mich auch, wie sie es schafften, so toll auszusehen, solch fantastische Urlaube zu bezahlen und so viele Freunde zu haben.

Ich klickte auf meinen eigenen Feed. Es war Wochen her, seit ich selbst ein Bild veröffentlicht hatte. Ein großer Salat. Mein Geburtstagsessen.

Ich erreichte meine Haltestelle, ließ einem Mann in meinem Alter den Vortritt beim Aussteigen und überprüfte mein Äußeres, als ich um die Haltestelle herumlief und deren Rückseite mir mein Spiegelbild entgegenwarf. Für einen winzigen Moment sah ich mich in dem roten Kleid. Und für einen winzigen Moment bereute ich,

dass ich es nicht angezogen hatte. Für den Weg zur Arbeit. Denn in ein paar Minuten würde ich ohnehin einen Kasack darüber ziehen.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Es war 6:33 Uhr. Verdammt. Ich beschleunigte meinen Schritt und rannte schließlich die Straße zum *Haus Sophia* hinauf. Schon nach wenigen Minuten kam mir Susi aus der Nachtschicht entgegen. Mal wieder hatte sie ihre Schicht ein bisschen früher als pünktlich beendet. Welche Überraschung! Ich verlangsamte meinen Schritt, um ihr trotzdem einen guten Morgen zu wünschen.

Sie strahlte mich an. »Frau Klein ist gerade gestorben. Sie steht auf deiner Liste. Tschühüss.« Sie winkte mir zu, zog genüsslich an ihrer Zigarette und spazierte dann weiter in die Richtung, aus der ich gerade gekommen war.

Ich stoppte und sah ihr nach. Frau Klein.

Ich schluckte den Kloß und das miese Gefühl hinunter, das die Diskrepanz zwischen ihren Worten und ihrem glücklichen Gesichtsausdruck ausgelöst hatte. Susi war schon seit zwanzig Jahren Pflegerin. Sie machte die Nachtschichten, weil ihr Rücken nicht mehr stark genug für den Frühdienst war. Und sie scherte sich nicht mehr darum, wenn eine Bewohnerin starb, weil es inzwischen vermutlich hunderte waren, die sie hatte gehen sehen.

Mir ging es anders.

Zwölf Minuten nach dem offiziellen Beginn meines Dienstes betrat ich das Dienstzimmer umgezogen und mit desinfizierten Händen. »Guten Morgen.«

Nur Gustav befand sich im Raum. Er starrte auf den Computermonitor, dessen Plastikrahmen breit genug war, damit wir dort Post-its anheften konnten. Es war ein alter Computer, ein altes Gebäude und die Bewohner zahlten nicht genug, damit der Träger es auf dem neuesten Stand halten konnte.

»Du bist zu spät.«

»Es tut mir leid.«

Ich betrachtete die Stecktafel. Zehn Bewohner waren mir zugeteilt, darunter die Verstorbene. »Wer hat Frau Klein gefunden?« Es erschien mir seltsam, dass ihr Tod schon festgestellt worden

war, wo doch ich die Erste hätte sein müssen, die das Zimmer an diesem Tag betrat. Frau Klein wohnte allein. Es musste also während einer Runde der Nachtschicht geschehen sein.

»Susi. Vor etwa vier Stunden auf ihrer Runde über die Station. Der Arzt war sofort danach da, weil er sowieso gerade auf einer anderen Station gewesen ist.« Das bedeutete, dass mindestens drei Stunden vergangen waren, in denen Susi Zeit gehabt hätte, sich um Frau Klein zu kümmern.

Wut stieg in mir auf. Ich schluckte sie runter und fragte nicht, warum sie sich dann nicht selbst darum gekümmert hatte, sie für die Abholung durch den Bestatter vorzubereiten. Die Antwort darauf kannte ich genau. Sie hatte gewusst, dass ich kommen würde. Und sie wusste auch, dass ich mich nicht darüber beschweren würde.

»Ach, noch was. Amanda hat sich krank gemeldet. Du hast also auch die Hälfte ihrer Bewohner.«

»Schon wieder?«

»Es ist wieder Mittwoch.« Gustav zuckte nur resigniert mit den Schultern.

Fast hätte ich ihn gefragt, ob er nicht einspringen wollte, doch er hätte mir die gleiche Antwort gegeben wie jedes Mal. Keine Zeit.

Die hatte ich auch nicht. Und deshalb beeilte ich mich, um in Frau Kleins Zimmer zu gelangen. Sie war schon seit über einem Jahr hier gewesen. Ihre Familie hatte sich lange in ihrem Haus um sie gekümmert. Doch irgendwann waren sie dazu nicht mehr in der Lage gewesen. Frau Klein war eine der wenigen Bewohnerinnen gewesen, zu der jede Woche jemand kam, um ihr Geschichten von der Außenwelt zu erzählen, ihr zu zeigen, dass sie noch immer geliebt wurde und nicht allein war. Sie bekam Blumen, Schokolade und Umarmungen.

Das hatte sie auf der Station unter den anderen Bewohnern unbeliebt werden lassen. Denn die meisten hier erhielten nur sehr selten Besuch. Sie beneideten jene, bei denen das anders war. Zumindest die, die das noch wahrnahmen.

»Hallo, Ruth.« Ich schloss die Tür hinter mir und drückte auf den Schalter, der im Flur ein Licht aufleuchten ließ. Das Signal dafür, dass sich eine Pflegekraft im Zimmer befand.

Dann ging ich zu ihrem Bett und setzte mich auf einen Stuhl neben sie. Trotz der wenigen Zeit, die ich hatte, und der Minuten, die ich durch die verpasste Bahn verloren hatte, nahm ich mir diesen Moment. Ich griff nach der Hand der alten Frau, die den Holocaust überlebt hatte. Die Jahrzehnte damit verbracht hatte, Kindern in Schulen durch Vorträge und Gesprächsrunden nahezubringen, was sich in Geschichtsbüchern so trocken und unvorstellbar liest.

In den zehn Minuten, die ich mit ihr hatte verbringen können, wann immer sie auf meiner Liste stand, hatte sie mir von diesem Leben erzählt. Manchmal war ich nach meiner Schicht geblieben, um mir eine ihrer Geschichten anzuhören. Fast hätte ich sie gebeten, sie aufschreiben zu können. Sie für sie weitererzählen zu dürfen. Doch ich hatte es nicht getan. Bei keinem hatte ich es bisher gewagt.

Ihre Geschichten waren zu wichtig. Ich war nicht die Richtige, um sie festzuhalten.

Ruths Familie hatte darauf bestanden, dass sie sich um die Reinigung des Körpers kümmerten. Auch, dass sie sofort über den Tod informiert wurden, damit jemand bei dem Leichnam wachen konnte.

Erneut stieg Wut in mir auf, denn auch Susi wusste über diese Bitte Bescheid. Ruth war nicht die erste jüdische Bewohnerin, die hier starb.

Ihre Hand war kalt, als ich danach griff, und ich fröstelte etwas. Auf ihrem Gesicht lag ein friedlicher Ausdruck. So, als hätte sie ihn wirklich gefunden. Den Frieden. Fast achtzig Jahre, nachdem er offiziell verkündet worden war.

»Erzähl mir noch eine letzte Geschichte, Ruth.« Und ich lauschte. Hörte ihre Stimme, vernahm ihr Lachen und meinte, Worte zu erkennen, die sich zu einer Anekdote formten, die ich bereits kannte.

Seufzend stand ich auf. »Es war schön, dich gekannt zu haben.« Ich ging zu ihrem Kleiderschrank, nahm aus dem obersten Fach ein weißes Tuch heraus und ging zurück zum Bett. Die Familie

hatte das Tuch dort deponiert und die Bitte geäußert, es nach ihrem Tod über Ruths Körper zu legen. Auch das hatte Susi gewusst. Bevor ich der Bitte nachkam, wechselte ich die Einlage in ihrer Netzunterhose. Es sollte nicht der Geruch nach altem Urin sein, der die Familie empfing, wenn sie hier auftauchte.

Als ich das Tuch über ihr ausgebreitet hatte, sah ich mich noch einmal im Zimmer um. Es gab nichts mehr für mich zu tun außer das Fenster zu öffnen. *Damit die Seele den Raum verlassen kann.* Noch in meiner Ausbildung hatte mich eine Sterbende darum gebeten. Seither tat ich es jedes Mal.

»Ruhe in Frieden, Ruth.« Ich wischte die Träne von meiner Wange, schaltete das Anwesenheitslicht aus und verließ das Zimmer. Susi mochte strahlen, wenn eine Bewohnerin starb. Für mich bedeutete jeder einzelne dieser Menschen etwas. Und auch wenn ich nach acht Jahren in diesem Beruf wusste, dass der Tod plötzlich kam und dazugehörte und dass es für die meisten der Bewohner eine Erlösung war, zu sterben, ließ mich ihr Gehen mit Schwermut zurück.

Zumindest für einen Moment. Und in diesem Moment wollte ich ihr Leben mit Respekt und sie nicht als einen toten Körper betrachten, um den sich gekümmert werden musste.

Zurück im Dienstzimmer fragte ich Gustav, wann die Verwandten kommen würden.

»Ich habe sie noch nicht angerufen.«

Entsetzt sah ich ihn an. »Warum nicht?«

»Es ist noch nicht mal sieben, Schätzchen. Lass die Leute schlafen.«

Schätzchen. Ich hasste es, wenn er mich so nannte. Doch ich sagte nichts. Wieder einmal schluckte ich meinen Ärger runter, denn es hätte sowieso nichts geändert, wenn ich ihm widersprochen hätte. Für Gustav war ich ein Schätzchen. Jemand, die er rumkommandieren und auf der er herumtrampeln konnte. Er würde damit nicht aufhören, nur weil ich ihn vor Wut heulend darum bat, es sein zu lassen.

Deshalb griff ich zum Telefon. »Wo ist die Nummer?«

Er reichte mir einen Zettel. Ganz so, als hätte er darauf gewartet, dass jemand kam, um ihm diesen Job abzunehmen. Dass ich dieser Jemand war, überraschte ihn vermutlich so wenig wie mich.

Acht Stunden später verließ ich das *Haus Sophia* durch die Glastür am Eingang. Meine morgendliche Befürchtung bestätigte sich nach den ersten Schritten. Es war viel zu warm für die lange Jeans. Die Sonne brannte vom strahlend blauen Himmel. Es mussten dreißig Grad sein. Auf dem Weg zum Bus hüpften Kinder mit Eis am Stiel an mir vorbei und ich blickte mich suchend nach der Quelle dafür um. Bestimmt hatten sie es im Supermarkt gekauft. Ich könnte die Einkäufe für das Abendessen hier erledigen und mir selbst ein Eis holen.

Ob Tommy Lust auf eine Tofu-Gemüse-Pfanne hatte?

Ich zog mein Telefon aus der Tasche, um ihn anzurufen, und sah auf dem Display drei verpasste Anrufe von meiner Mutter und fünf Textnachrichten. Etwas verkrampfte sich in mir. Ich machte mir keine Sorgen, dass etwas passiert sein konnte. Ich war ziemlich sicher, dass sie nur wieder etwas gefunden hatte, was ich falsch gemacht hatte. Vermutlich hatte ich vergessen, Großtante Irmgard zu ihrem Geburtstag anzurufen. War der nicht im Juli?

Am liebsten hätte ich die Nachrichten ignoriert und mich später mit ihnen beschäftigt. Doch jetzt, nachdem ich sie gesehen hatte, würden sie mich nicht mehr loslassen, ehe ich wusste, worum es ging, und darauf reagiert hatte.

Du hast mir noch nicht gesagt, wann ihr am Sonntag kommt.

Kein *Hallo*. Kein *Wie geht's dir?*

Stattdessen folgte fünfzehn Minuten später die nächste Nachricht:

Ich möchte meinen Tag auch planen. Gib mir bitte Bescheid.

Beide Nachrichten waren vor zehn Uhr eingetroffen. Sie wusste, dass ich arbeitete. Sie wusste, dass ich mein Telefon nicht bei mir trug, wenn ich arbeitete. Sie wusste, dass ich während dieser Zeit nicht erreichbar war. Schon wieder wurde ich wütend. Und sofort drückte ich die Wut zurück in die Ecke, in der sie seit dem Aufeinandertreffen mit Susi am Morgen hockte.

Die drei weiteren Nachrichten hatte sie über den Rest des Tages verteilt. Es waren Variationen der vorherigen.

Ich muss wissen, wann ich das Essen auf den Herd stelle.

Es dreht sich nicht alles nur um dich, Marlene. Ich habe auch ein Leben.

Wenn ihr nicht kommen wollt, sag es mir bitte rechtzeitig.

Ich seufzte tief, öffnete die Telefon-App und wählte ihre Nummer.

Sie nahm nach dem dritten Klingeln ab. »Oh, dass ich das noch erleben darf.«

»Ich habe gearbeitet.« Ich klang genervt und klein. Wie das kleine Mädchen, das ich in ihrer Gegenwart nie aufgehört hatte zu sein.

Natürlich hatte sie eine passende Antwort. »Du hättest dich gestern Abend melden können.«

Ich gab klein bei, weil es nichts brachte, mit ihr zu streiten. Es brachte nichts, sie daran zu erinnern, dass wir an jedem zweiten

Sonntag zur gleichen Zeit bei ihr auftauchten und ich mich deshalb nicht gemeldet hatte. »Es tut mir leid. Ich hätte mich spätestens am Freitag gemeldet.« Es war die falsche Entschuldigung. Ich spürte es sofort.

»Freitag? Du denkst wirklich, ich hätte kein Leben, oder?«

»Nein, das glaube ich nicht. Ich weiß, du hast ein Leben. Und es tut mir leid, dass ich mich noch nicht gemeldet habe. Wir werden gegen elf Uhr da sein und wir bringen einen Kuchen mit.«

»Es wäre schön, wenn ihr dieses Mal wirklich pünktlich kommt. Und ich hoffe, es ist ein fettarmer Kuchen mit wenig Zucker. Wir müssen beide auf unsere Figur achten.«

Bähm. Zweimal. Sie hatte mir nicht nur einen Schlag verpasst, sondern mit dem ersten nur das Ziel festgelegt, um dann mit dem zweiten kräftig auszuholen und mich k. o. zu schlagen. Aus diesem Grund fehlten mir auch jegliche Worte, um etwas darauf zu erwidern.

»Was habt ihr denn heute noch vor, Schätzchen?« Für meine Mutter war nun alles gesagt, was sie gegen mich hatte richten können, und sie fand ihre liebevolle Seite wieder. Manchmal glaubte ich, dass sie selbst erkannte, wann sie zu weit gegangen war, und dann versuchte, es wiedergutzumachen, indem sie in die Rolle schlüpfte, die mich davon abhielt, den Kontakt zu ihr auf ein Minimum zu reduzieren.

Doch sie hatte mich Schätzchen genannt. Wie Gustav wusste sie nicht, dass ich das nicht mochte. Wie bei Gustav teilte ich dieses Wissen nicht mit ihr, denn es würde nichts bringen.

»Nichts. Tommy arbeitet bis sechs. Dann essen wir und vielleicht schauen wir noch einen Film. Ich war gerade auf dem Weg zum Supermarkt, um für das Abendessen einzukaufen.«

»Du solltest ihn auch mal an den Herd lassen, Marlene.« Der nächste Schlag. Natürlich unbewusst.

»Das mache ich. Aber Tommy arbeitet viel länger als ich und mir macht es Spaß, in der Küche zu stehen und das Essen vorzubereiten.«

»Arbeitet er nicht so lange, weil er morgens zum Sport geht? Dann solltest du am Abend zum Sport gehen.« Der nächste wenig dezente Hinweis auf meine Figur.

»Ich bin jetzt beim Supermarkt. Wir sehen uns am Sonntag. Schreib uns, was wir noch mitbringen sollen.«

Sie startete noch ein paar Versuche, das Gespräch aufrechtzuerhalten, doch ich würgte sie ab und beschleunigte meinen Schritt. Ganz so, als könnte sie sehen, dass ich gelogen und den Supermarkt noch gar nicht erreicht hatte.

Das führte dazu, dass ich noch mehr schwitzte, noch mehr bereute, dass ich nicht das rote Kleid angezogen hatte. Doch das war Unsinn. Es hätte dafür gesorgt, dass ich auffiel. Und zwar durch dunkle Flecken unter den Achseln. Und das war das Letzte, was ich in diesem Moment wollte.

Ich betrat den Supermarkt und ließ mich von der durch umweltvernichtende Klimaanlagen erzeugten Polartemperatur empfangen. Für einen Moment genoss ich die Abkühlung, dann nahm ich mir einen Korb, in den ich nach und nach die Lebensmittel legte, die ich für das nicht abgesprochene Abendessen brauchte. Und weil ich wusste, dass Tommy mit Tofu und Gemüse nicht ganz so glücklich sein würde, ich ihn aber jetzt nicht mehr anrufen wollte, um ihn zu fragen, legte ich schlechten Gewissens zwei Scheiben Fleisch zu den Bio-Bohnen. Konventionelles Fleisch, auch wenn ich wusste, dass dies nicht richtig war.

Fast schon suchte ich die Blicke der anderen Leute, erwartete, dass sie meinen Korbinhalt genau analysierten, um sich ein Bild von der Frau Ende zwanzig zu machen, die in viel zu warmen Hosen Dinge einkaufte, die ihren Klima-Fußabdruck enorm vergrößerten. Denn auch das Tofu war aus Umweltsicht nicht die beste Fleischalternative, oder?

Das Eisregal ließ ich unbeachtet. Zumindest versuchte ich es, denn es schrie mich fast an: *Du darfst hier nichts nehmen. Du bist zu dick.*

Es klang wie meine Mutter. Nur deutlich eisiger.

Der Tag hatte okay angefangen, hatte traurig und mies Fahrt aufgenommen und fand nun einen Höhepunkt, der mich bis in den Abend hinein begleiten würde. Vielleicht konnten Tommy und ich wenigstens einen schönen Abend miteinander verbringen. Doch ich sah mich schon allein vor dem Fernseher sitzen, während er in unserem gemeinsamen Arbeitszimmer an seinem unordentlichen Schreibtisch stand und sich um unsere Altersvorsorge kümmerte, während er irgendwelche Ebenen und Grafiken betrachtete, die für mich so viel Sinn ergaben wie die Zellstruktur eines Elefantenfußes. Er tat es für uns, aber manchmal wünschte ich mir, dass er einfach neben mir auf der Couch sitzen würde.

Denn ich fühlte mich mies, wenn ich es allein tat. Es war unser gemeinsames Arbeitszimmer. Wir hatten es uns mit dem Ziel eingerichtet, dass wir dort an Dingen arbeiteten, die uns irgendwie weiterbrachten. Tommy mit den Aktien und ich mit meinem Projekt, von dem ich selbst ihm nur sehr schwammig erzählt hatte.

Ich hatte also meinen eigenen Schreibtisch, weil ich selbst etwas tun wollte. Es war kein Stehschreibtisch, wie Tommy einen hatte. Aber nicht einmal sitzen tat ich daran. Der Laptop hatte eine dicke Staubschicht auf dem Deckel, weil ich ihn nicht einmal öffnete, um darauf Netflix zu gucken oder E-Mails zu beantworten. Dafür hatte ich schließlich mein Handy.

»Haben Sie unsere App?« Die Kassiererin riss mich aus meinen Gedanken.

Ich sah mich um, um mich daran zu erinnern, was das für ein Supermarkt war, und schüttelte dann den Kopf. »Nein, tut mir leid.«

Sie lächelte freundlich und ich betrachtete sie. Das ausgewaschene Uniformshirt war ihr etwas zu eng. Sie war nicht geschminkt und ihre Haare waren zu einem Pferdeschwanz gebunden, der sich langsam löste. Auf ihrem Namensschild stand Teresa Sommer.

»Nehmen Sie sich gern einen Flyer mit.« Sie reichte mir einen und ich nahm ihn, auch wenn ich wusste, dass ich mir die App nicht installieren würde. Aber ich wollte nicht, dass sie sich schlecht fühlte. Irgendwie wirkte sie traurig.

Danach schwiegen wir, bis sie mir den Betrag nannte und wir uns gegenseitig einen schönen Nachmittag wünschten.

Als ich den Supermarkt mit zwei vollen Einkaufstüten verließ, empfing mich die Hitze und die Aussicht auf die Rücklichter meines Busses, den ich soeben verpasst hatte.

3

Es dauerte über eine Stunde, ehe ich die Tür zu unserer Wohnung aufschloss. Mein T-Shirt klebte mir am Rücken, unter den Achseln hatten sich nun auch bei diesem Kleidungsstück große dunkle Flecken gebildet und die Haare klebten in meinem Gesicht.

Doch ich schwitzte nicht so sehr wie das Tiefkühl-Gemüse in meiner Tasche. Wieder konnte ich die Stimme meiner Mutter in meinem Kopf hören. *Du hättest eine Kühltasche nehmen sollen, Marlene. Wie kommst du überhaupt auf die Idee, Gefrorenes bei dieser Hitze so weit entfernt von deiner Wohnung zu kaufen? Und überhaupt, warum kaufst du im Sommer nichts Frisches?*

Ich ließ die Einkaufstaschen zu Boden sinken und presste die Hände auf meine Schläfen. Seit Jahren versuchte ich, ihre Stimme zu ignorieren. Seit Jahren war mir klar, dass sie da war und dass sie nicht zu mir gehörte. Trotzdem schaffte ich es einfach nicht, sie nicht zu hören.

Meine Mutter hatte mich nie als dumm oder unfähig bezeichnet. Stattdessen hatte sie mich immer gelobt. Mir und vor allem den Leuten, die uns besuchten, immer erklärt, wie begabt und schlau ich war.

Es waren die subtilen Bemerkungen, die unterschwellige und offene Kritik an meinem Aussehen, meinen Handlungen und meinen Entscheidungen, die dazu geführt hatten, dass ich mich dumm und unfähig fühlte. Und dass es für andere leicht war, dieses Gefühl in mir zu verstärken. Es war leicht für andere, in mir das Opfer zu erkennen, zu dem meine Mutter mich gemacht hatte.

Und ich war deshalb so wütend auf sie. So viele Briefe hatte ich ihr bereits geschrieben, in denen ich sie dafür anklagte, dass sie mich zu diesem Menschen gemacht hatte. Natürlich hatte ich keinen davon an sie geschickt. Sie würde es ohnehin nicht verstehen. In ihren Augen war sie die perfekte Mutter. Sie hatte immer für mich und meinen Bruder gesorgt. Sie hatte es ohne einen Mann im Haus geschafft, uns ein gutes Leben zu ermöglichen. Wir hatten beide die Schule beendet, mein Bruder hatte studiert und praktizierte als Chirurg in einem Krankenhaus in München. Von außen betrachtet hatte sie alles richtig gemacht. Sie hatte ihr Bestes gegeben. Und dafür liebte ich sie.

Es hätte schlimmer kommen können.

Dieser Gedanke beruhigte mich. Ich wischte mir die Tränen und den Schweiß von den Wangen und atmete tief durch. In einer Stunde würde Tommy nach Hause kommen und dann wollte ich geduscht sein und das Abendessen auf den Tisch stellen. Außerdem war heute Mittwoch. Der Tag, an dem ich staubsaugte.

Ich beschloss, damit zu beginnen. Es würde keinen Sinn machen, vorher zu duschen. Also brachte ich die Einkäufe in die Küche, räumte sie eilig in den Kühlschrank, raste durch die Wohnung, um den Boden von all den Dingen zu befreien, die wir trotz des Mantras *Leg es nicht ab, leg es weg.* immer wieder fallen ließen. Nun ja, eigentlich war es vor allem Tommy, dessen Kram überall rumlag. Wenn ich nicht ständig hinter ihm her räumen würde, würde die Wohnung in seinem Chaos versinken. Es gab nicht viele Dinge, die mich an ihm nervten, weshalb ich es in der Regel kommentarlos tat.

Ich holte den Staubsauger aus der Kammer. Ich liebte diese Kammer. Sie verbarg all die Dinge, die ich nicht sehen wollte. So etwas

brauchte ich für meinen Kopf. Eine Kammer, in die ich die Wut und all die Worte meiner Mutter schieben konnte.

Nach dreißig Minuten hatte ich unsere drei Zimmer, den Flur, die Küche und das Bad gesaugt, den Behälter des Staubsaugers in eine Mülltonne im Hof entleert und das Gerät zurückgestellt. Ich sprang unter die kalte Dusche, verzichtete auf das Haare waschen und ging mit Shorts und Tanktop bekleidet in die Küche. Auch hier räumte ich zunächst das Geschirr vom Abend in den Geschirrspüler, bevor ich ein Brett auf die Arbeitsplatte, Töpfe und Pfanne auf den Herd stellte.

Dann klingelte mein Telefon. Ich wollte es ignorieren, befürchtete einen weiteren Anruf meiner Mutter, doch ein tiefes Pflichtgefühl ließ mich den Anruf annehmen.

Es war das *Haus Sophia*. Helena, die eigentlich ganz nett war. Dennoch hatte ich ein mieses Gefühl im Bauch. Es konnte nicht viele Gründe geben, aus denen das Pflegeheim bei mir anrief. Und der wahrscheinlichste war, dass jemand sich krank gemeldet hatte und ich einspringen sollte. Ich hoffte nur, dass es sich um die Nachtschicht handelte, denn dann könnte ich noch ein paar Stunden schlafen.

»Hallo, Helena. Was gibt es?«

»Es geht um Ruth Klein.«

Mein Herzschlag beschleunigte sich. Hatte ich etwas falsch gemacht? In Gedanken ging ich die wenigen Minuten in ihrem Zimmer durch. Hatte ich etwas vergessen? War sie am Ende gar nicht tot gewesen und ich hatte es übersehen? Hatte Susi mich reingelegt?

»Ihre Familie hat darum gebeten, noch einmal mit dir sprechen zu dürfen.«

»Warum?« Ich hörte die Defensive in meiner Stimme so deutlich, dass ich die Augen schloss und aktiv versuchte, mich zu beruhigen. Verdammt, Marly, das hast du doch gar nicht nötig. Du hast alles richtig gemacht.

»Das weiß ich nicht genau. Sie haben mich nur gebeten, dir ihre Nummer zu geben. Ich sage sie dir durch, ja?«

Irritiert stimmte ich zu. Nachdem ich die Zahlen notiert hatte, fragte ich: »Aber warum?« Es war nicht üblich, dass Pflegerinnen sich mit Angehörigen trafen.

»Sie waren etwas enttäuscht, dich nicht angetroffen zu haben, als sie heute Vormittag hier waren, um Ruth abzuholen.«

»Niemand hat mir Bescheid gesagt. Ich war damit beschäftigt, Essen an die Bewohner anzureichen, die das alleine nicht mehr können.« Tatsächlich war ich traurig darüber gewesen, dass ich die Familie nicht mehr gesehen hatte. Irgendwie hatte ich erwartet, dass auch wir uns voneinander verabschiedeten. Das hatte ich bisher immer getan. Nicht alle Bewohner wurden von ihren Familien abgeholt, oft kam nur das Bestattungsunternehmen. Doch häufig kam später jemand, der das Zimmer ausräumte.

»Es tut mir leid. Da ist wohl etwas schiefgelaufen. Sie wollten noch einmal mit dir sprechen.«

»Okay.« Ich strich mit den Fingern über die Zahlen, unsicher, was ich damit anfangen sollte.

»Dann sehen wir uns morgen zum Schichtwechsel.« Sie zögerte für einen Moment. »Da fällt mir ein, ich weiß, Sonntag ist dein freier Tag, aber könntest du für Susi einspringen und ihre Nachtschicht übernehmen?«

Ich presste die Lippen aufeinander. Wenn ich die Nachtschicht übernahm, wäre ich nicht vor halb acht zu Hause. Dann hätte ich nicht einmal zwei Stunden Zeit, um zu schlafen, damit wir rechtzeitig zu meiner Mutter losfahren könnten.

»Marly?«

Das Nein lag mir bereits auf der Zunge, doch ich brachte es nicht heraus. »Sicher.« Erschrocken über mich selbst, wollte ich zurückrudern, doch Helene verhinderte, dass ich ein weiteres Wort sagte.

»Klasse, das erspart mir eine Menge Kopfschmerzen.« Sie bot mir keinen Ausgleich an. Keinen freien Tag, der diesen ersetzen würde. Es waren weitere Überstunden, die ich seit acht Jahren auf meinem Konto anhäufte, ohne sie in Freizeit umzuwandeln. Ich war ziemlich sicher, dass die meisten ohnehin nicht erfasst

wurden. »Mach's gut, Marly. Bis morgen.« Mit diesen Worten legte sie auf.

Und ich verfluchte mich. Die Wut, die sich seit heute Morgen gegen all die anderen Menschen in mir aufgebäumt hatte, richtete ich nun gegen mich. Ich war dumm. Dumm und unfähig, für mich selbst einzustehen. Ich ließ einfach alles mit mir machen. Dumme, kleine Marly.

Wieder rannen Tränen über mein Gesicht. All das war so unfair. Doch im nächsten Moment erkannte ich auch hier wieder den Fehler. Nein, das Leben war nicht unfair. Es war, wie es war. Ich war diejenige, die es nicht packte, damit umzugehen. Alle anderen schafften es schließlich auch. Ich kannte niemanden, der eine so unsichere Ja-Sagerin war wie ich. Ich war selbst schuld. Und das Schlimmste war: Ich sah keinen Ausweg.

Mein Blick fiel auf die Telefonnummer von Familie Klein. Jetzt würde ich sie auf keinen Fall anrufen. Ich würde es morgen tun. Vielleicht in meiner Pause. Wenn ich denn dazu kam, sie zu nehmen. Ich speicherte die Nummer ab, brachte den Zettel in unser Arbeitszimmer und legte ihn auf einen Stapel mit Papieren, um die ich mich kümmern wollte, wenn ich die Zeit dafür fand. Nein, mir die Zeit dafür nahm, wie Tommy immer so schön sagte. Er hatte ja recht. Anstatt den Abend mit der neuesten Netflix-Serie zu verbringen, könnte ich heute diesen Stapel angehen. Bei diesem Gedanken regte sich Widerstand in mir und ich verließ das Arbeitszimmer hastig und schmiss die Tür hinter mir zu.

»Hey, ist alles okay?« Tommy.

Ich warf einen panischen Blick auf die Uhr an meinem rechten Handgelenk. »Was machst du hier?«

Er legte amüsiert den Kopf schief und kam dann zu mir, küsste mich, legte seine Arme um meine Taille und ich vergaß den Stapel, den Zettel mit der Telefonnummer und überhaupt alles. Hungrig erwiderte ich seinen Kuss. Das war genau das, was ich gerade brauchte.

Ich spürte, wie sich sein Mund zu einem Grinsen verzog, und ließ im selben Moment meine Hände unter sein Shirt gleiten. Auch

er war verschwitzt. Es störte mich nicht. Im Gegenteil, es machte mich an.

Ich zog ihn ins Schlafzimmer auf das ungemachte Bett, wo er mir die Shorts über die Beine streifte und sich selbst auszog. Wir waren schnell. Es war zu heiß für eine lange Nummer. Und dennoch war dieser Moment wie eine Reise in eine andere Welt. Ich spürte, wie sehr Tommy mich begehrte. Wie fokussiert er auf mich war. Er gab mir das Gefühl, geliebt zu werden, und ich, Gott, ich liebte ihn so sehr. Ich brauchte ihn, damit er mich aus diesem Höllentag befreite.

Als er in mir kam, raste Sekunden später auch durch mich das Feuerwerk, das ich nur mit ihm erreichte, und ich sank auf ihm zusammen, als der letzte Funke verglomm. Lächelnd, entspannt. Für den Moment voll Frieden und Ruhe. »Du schwitzt.«

Er lachte leise. »Das liegt an der heißen Frau auf mir.« Er drehte meinen Kopf so, dass ich ihn ansah. »Begrüßt du mich ab jetzt immer so, wenn ich früher nach Hause komme?«

»Mh, das könnte sein.« Ich betrachtete ihn. Das am Morgen frisch rasierte Gesicht wies Stoppeln auf. Sanft strich ich darüber. »Ich liebe dich, weißt du das?«

»Ja, das weiß ich. Ich liebe dich auch.«

Für einen Moment dachte ich an das Essen, den Rat meiner Mutter, Tommy an den Herd zu stellen, und darüber nach, ihm davon zu erzählen. Doch ich wollte sie nicht in diesem Moment haben. Er gehörte nur uns beiden. Für diese wenigen Minuten wollte ich den Ratschlägen all der weisen Lehrer der Persönlichkeitsentwicklung Gehör schenken. Ich wollte nur im Hier und Jetzt sein.

4

Als wir ein paar Stunden später gemeinsam an unseren Schreibtischen saßen und standen, war das Gefühl aus dem Schlafzimmer zwar abgeebbt, doch nicht verschwunden. Wir hatten es genährt, zusammen geduscht und gekocht, gegessen und über schöne Dinge gesprochen. Tommy schien überrascht, dass ich mich danach nicht auf die Couch legte und den Fernseher einschaltete, kommentierte aber nicht, dass ich ihm ins Arbeitszimmer folgte. Und ich sagte auch nichts dazu. Immerhin war ich genauso überrascht wie er.

Ein Glas Wein stand auf jedem unserer Tische und ich setzte die Kopfhörer auf, damit ich das Tippen seiner Finger auf der Tastatur nicht hörte. Er hatte eines von diesen wahnsinnig lauten Keyboards. Ich hatte keine Ahnung, wie er darüber seine eigenen Gedanken hören konnte. Ich verstand meine nicht, wenn er neben mir arbeitete.

Also wählte ich meine Spotify-Playlist aus, in der ich eine Mischung aus Songs von Singer-Songwritern, Blues und Jazz gespeichert hatte. Der erste Song war von *Anna & Grace*. Ich hatte die beiden im letzten Jahr mehrmals live in einer Fußgängerzone spielen sehen und ihre Geschichte bis zu jenem Konzert verfolgt, von dem

sie so lange geträumt hatten. Tommy und ich waren sogar dort gewesen. *This is my dream*, drang Annas Stimme durch die Lautsprecher meiner Kopfhörer und ich ließ mich wie jedes Mal in den Song fallen, bis eine Träne meine Wange hinabrollte. Die Geschichte der beiden Frauen, die es gewagt hatten, ihren Traum zu leben, obwohl sie wussten, dass sie nur so wenig Zeit dafür haben würden, beschäftigte mich. Sie war der Grund gewesen, warum ich überhaupt diesen Schreibtisch hatte haben wollen. Warum ich überhaupt auf die Idee gekommen war, selbst darüber nachzudenken, wovon ich eigentlich träumte.

Doch ich hatte bisher keinen Weg gefunden, meinen Traum auch nur so weit zu leben, dass ich überhaupt daran glaubte, dass er jemals wahr werden könnte. Ich stand mir selbst im Weg und ich hatte keine Ahnung, wie ich diesen Teil von mir loswerden konnte.

Das Lied verklang und ich ließ den Blick über den Schreibtisch gleiten. Er landete bei dem Stapel Papiere, den ich heute schon einmal ignoriert hatte. Und ich tat es erneut, öffnete ein Schubfach und legte all die Formulare und Rechnungen hinein. Morgen war dafür auch noch genug Zeit. Ich würde es sofort tun, wenn ich zu Hause ankam. Und dieses Mal würde ich meinen Bus bekommen.

Als ich das Schubfach schließen wollte, fiel mein Blick auf die Telefonnummer von Frau Kleins Familie. Jetzt war es zu spät, sie anzurufen. Ohnehin wäre es am heutigen Tag sicher pietätlos, oder? Ich schüttelte den Kopf. Auch das würde ich morgen erledigen.

Ich schloss das Fach, öffnete meinen Laptop, gab meinen Code in die Anmeldemaske ein und starrte dann für einen weiteren Song auf den Bildschirm. Was genau hatte ich tun wollen? An meinem Projekt arbeiten. Doch das war keine Aufgabe, oder? Es war lediglich ein schwammiges Etwas, das ich nicht greifen und schon gar nicht durchführen konnte. Es waberte vor mir herum und ich konnte weder seine Form erfassen noch hindurchsehen.

An meinem Projekt arbeiten.

Ich öffnete den Browser und gab in die Suche ein:

Wie arbeite ich an einem Projekt?

Ich kam mir so dumm dabei vor, diese Frage zu stellen. Und noch dümmer, als ich all die Blog-Beiträge und YouTube-Videos sah, die sich mit Projektmanagement, Teamleitung und irgendwelchen Software-Tools befassten, von denen ich noch nie etwas gehört hatte. Dafür war das, was ich vorhatte, ja nun wirklich zu klein. Ich fühlte mich wie eine Hochstaplerin. Projektmanagement. So ein Blödsinn.

Ich wollte aufgeben, doch auf die Couch gehen, mich in die Welt fallen lassen, die sich irgendein schlaues Serienproduktionsteam ausgedacht hatte, um Leute wie mich an diesen anderen Bildschirm zu fesseln. Und warum auch nicht? Hatte ich nicht genug gearbeitet für diesen Tag? Hatte ich nicht genug von mir verlangt?

Ich schloss die Augen, atmete tief durch und öffnete die Seite eines Chatbots, über den ich mit einer künstlichen Intelligenz sprechen konnte. Tommy hatte mir gezeigt, wie es ging, als ich auf der Suche nach Reinigungstipps für unseren Ofen mit der herkömmlichen Internetsuche nicht weitergekommen war.

Herkömmlich. Als würden wir seit dreihundert Jahren nach Sachen googeln, die wir uns nicht gemerkt hatten oder nach denen wir unsere Mütter nicht fragen konnten. Oder wollten, weil sie einem dann vorhalten würde, dass wir es überhaupt so weit hatten kommen lassen, dass der Ofen nicht mehr leicht zu reinigen war.

Ich tippte in das Eingabefeld: *Wie arbeite ich an einem Projekt? Bitte erkläre es mir, als wäre ich drei Jahre alt.*

Und das tat die KI:

Natürlich! Lass uns das ganz einfach machen, wie ein Spiel:

1. Was willst du bauen?
   Stell dir vor, du möchtest ein tolles Lego-Haus bauen.
   Du brauchst eine Idee, wie es aussehen soll.

Welche Steine brauchst du?
Schau dir deine Lego-Steine an und überlege, welche du für dein Haus brauchst. Du brauchst vielleicht rote, blaue und grüne Steine.

2. Schritt für Schritt bauen
Fang an, dein Haus zu bauen. Erst der Boden, dann die Wände und am Ende das Dach. Immer einen Stein nach dem anderen.

3. Helfer finden
Vielleicht helfen dir Mama oder Papa oder ein Freund. Sie können dir Steine geben oder dir zeigen, wie man sie zusammensteckt.

4. Fertigstellen und spielen
Wenn das Haus fertig ist, kannst du damit spielen und stolz sein, dass du es gebaut hast!

So ist es auch bei einem Projekt. Es ist wie ein großes Lego-Haus bauen: Du brauchst eine Idee, die richtigen Teile und gehst Schritt für Schritt vor. Und manchmal helfen dir andere Leute dabei. Viel Spaß beim Bauen!

Wieder starrte ich auf den Bildschirm. Dieses Mal nicht gelähmt vor Hilflosigkeit, sondern vollkommen beeindruckt. Konnte es so einfach sein? Konnte ich mein Projekt auf die gleiche Weise bauen, wie Anton und ich als Kinder Lego-Häuser gebaut hatten?

Für einen Moment schloss ich die Augen und sofort erschien das Bild von einem riesigen Lego-Haus vor mir. Viel zu groß für mich. Doch dann erinnerte ich mich an Punkt drei. *Schritt für Schritt bauen*. Ich verwarf den Gedanken, dass ich das nicht hinbekommen würde, und sah mir das Haus genauer an. Ich wusste, was ich wollte.

Ich wollte einen Raum schaffen, in dem die Geschichten der Menschen weiterleben konnten. In dem sie von anderen gehört wurden. Ein Raum, in dem Menschen zusammenfinden konnten, um voneinander zu lernen. Es gab so viele wertvolle Seelen dort draußen. Und sie sollten in meinem Lego-Haus Platz finden.

Das schlechte Gewissen hämmerte gegen meinen Kopf und das Haus fiel in sich zusammen. Schnell öffnete ich die Augen, um das Bild nicht ansehen zu müssen.

Langsam schüttelte ich den Kopf. Ich tat so, als würde ich das für die anderen Leute machen, doch wenn ich ehrlich war, machte ich es vor allem für mich. *Ich* wollte diese Geschichten hören und damit etwas tun. *Ich* wollte etwas schaffen, damit *ich* mich gut fühlte. Das war doch nicht richtig, oder? Stellte ich mich dadurch nicht in ein Licht, das nur von den anderen her strahlte? In dem ich gar nicht stehen durfte?

Ich wollte den Laptop erneut schließen, doch mein Blick fiel auf den zweiten Punkt. *Welche Steine brauchst du?*

Ruth Kleins Gesicht erschien vor mir. Nicht das der toten Frau. Nein, das der lebendigen. Jene, die mich angrinste, wenn sie mir davon erzählt hatte, wie ihr Freund Samuel sich drei Jahre lang in einem Haus versteckt hatte, in dem ein SS-Offizier mehrere Wochen im Jahr gewohnt hatte.

Vielleicht wollte ich es wirklich nicht nur für die anderen tun. Vielleicht wollte ich es sogar zu einem großen Teil für mich machen. Doch nicht nur.

Deshalb öffnete ich ein neues Textdokument und schrieb in die oberste Zeile: Ruth Klein. Dann drückte ich Enter und tippte all die Worte in die Tasten, die mir zu der Frau einfielen, die über ein Jahr lang so viel Leben auf die oft so triste Station 3 im *Haus Sophia* gebracht hatte.

Sie hatte mich tiefer in ihr Leben schauen lassen, als die meisten Bewohnerinnen es taten. Und irgendwie war dieser Text wie ein Abschied. Für Susi und Gustav mochte es keinen Unterschied machen, wer die Zimmer bewohnte. Oder vielleicht machte es einen Unterschied für sie, aber der äußerte sich nur in dem unterschiedlichen

Arbeitsaufwand, den die Menschen für sie verursachten. Zumindest war es das, was sie nach außen hin zeigten. Doch für mich war jeder Mensch besonders. Jeder von ihnen hatte eine eigene Geschichte, die ihn zu der Person hatte werden lassen, die heute in dem verstellbaren Bett lag.

Es waren nicht alle wie Susi oder Gustav. Und letztendlich konnte ich ihnen nicht verdenken, dass sie keine emotionale Bindung zu den Bewohnern aufbauten. Wir hatten kaum genug Zeit, sie für das Frühstück vorzubereiten, ihnen die Zähne zu putzen und sie sauber zu halten. Ständig fehlten Materialien und die Kontrollgänge der Leitung und des Qualitätsmanagement-Teams dienten nicht etwa dazu, einen menschenwürdigen Zustand der Station zu sichern, sondern, um zu kontrollieren, ob wir Pfleger auch wirklich jede Minute, die wir bezahlt wurden, mit Arbeit verbrachten. Oder um weitere Dinge zu finden, die eingespart werden konnten.

Ich öffnete ein neues Dokument und schrieb eine einzelne Frage:

Was ist ein Menschenleben wert?

Nicht das der Bewohner, sondern auch der Menschen, die sie pflegten. Wer maß ihren Wert? Welches Gehalt drückte wirklich aus, wie wertvoll die Arbeit von jemandem sein konnte? War das überhaupt möglich? Und die alten Menschen, die ihr Leben damit verbracht hatten, zu arbeiten, Kinder und Enkelkinder großzuziehen, auf andere Art ein Leben zu führen, das sich richtig für sie angefühlt hatte. Was war mit ihrem Wert? Wer bestimmte ihn?

Ich fand keine Antworten. Jede, die mir in den Kopf kam und die ich begann, von dort aus abzutippen, erschien mir unzureichend. Sie erfasste nicht all die Facetten, die zusammen diesen Wert ergaben. Denn jeder sah den Menschen vor sich doch in einem anderen Licht. Und ich verstand das.

Ich speicherte das Dokument im selben Ordner, in dem meine Projektdateien lagen, und widmete mich wieder dem Text über Ruth, las ihn noch einmal, verbesserte ein paar Sätze und sah die gesamte Zeit über das Lächeln der Frau vor mir, die wohl, nach jüdischem Brauch, morgen begraben werden würde. Bei diesem Gedanken löste sich eine Träne aus meinem Auge.

»Ist alles okay?«

Ich fuhr zusammen, weil ich die Welt um mich herum vergessen hatte. Doch sie war noch da. Und in ihr gab es Tommy. Er stand neben mir, eine Hand auf meiner Schulter. Als ich den Kopf zu ihm wandte, sah ich einen besorgten Blick.

Ich nickte nur, doch als hätte ich damit etwas losgeschüttelt, stieg ein Kloß in meinem Hals auf, weitere Tränen rannen aus meinen Augen und ich konnte nichts dagegen tun. Es war absurd. Doch ich war traurig über Ruths Tod. Ich würde sie vermissen.

»Hey.« Tommy kniete sich neben mich und schloss mich in die Arme. »Was ist denn los?«

Ich lachte die Tränen weg, schämte mich fast für sie. »Ach, es ist nichts. Nur diese Bewohnerin. Ruth. Ich hab dir mal von ihr erzählt. Sie ist heute gestorben.« Ich sprach schnell und schaffte es auf diese Weise, mich zu beruhigen.

»Ich erinnere mich. Sie hat dir immer diese Witze erzählt, die ich nicht verstanden habe.«

Ich löste mich von ihm. Verblüfft. Auf seinem Gesicht las ich Mitgefühl und nicht einen Funken von Unverständnis oder Spott. »Ja, genau.«

»Es tut mir leid.« Noch einmal nahm er mich in den Arm. »Warum hast du nichts gesagt?«

»Ich weiß es nicht mehr. Oder nein, doch, ich weiß es. Ich wollte uns den Abend nicht verderben.«

Jetzt schob er mich von sich. »Marly?«

»Ja?«

»Mach das nie wieder. Du hättest uns nicht den Abend verdorben. Erzähl mir, wenn es dir nicht gut geht, ja?«

Ich nickte nur.

Er umarmte mich noch einmal und sagte dann: »Übrigens hat mich deine Mutter vorhin angerufen.«

Ich verdrehte die Augen. »So viel zum Thema Abend verderben. Wollte sie dich wieder dazu bringen, mich zu überreden, dass ich mich für das Abendgymnasium anmelde?«

»Nein, sie wollte sichergehen, dass ich das Essen am Sonntag nicht vergesse.«

Ich sog die Luft ein und unterdrückte die Wut. »Und was hast du ihr gesagt?«

»Dass ich es fast vergessen hätte, wenn du mich nicht schon heute Morgen daran erinnert hättest.« Er machte ein betretenes Gesicht. »Das hat sie mir nicht geglaubt. Also habe ich ihr einfach versichert, dass wir kommen würden, und einen Anruf auf der anderen Leitung vorgetäuscht.« Er grinste.

»Auf der anderen Leitung? Seit wann hast du die denn?«

»Seitdem ich alles dafür tue, damit deine Mutter sich nicht in unser Leben mischt.« Er verzog das Gesicht. »Nicht mehr, als sie es sowieso schon tut, meine ich.«

Wieder atmete ich tief durch, weil die Wut erneut versuchte, sich ihren Weg nach oben zu kämpfen, ich doch aber viel lieber Tommys Liebe spüren wollte. »Lass uns über etwas anderes reden, ja?«

Er zögerte kurz. »Okay. Was schreibst du da eigentlich?«

Wieder stieg Scham in mir auf. Dieses Mal aus einem anderen Grund. »Ähm, ach, das ist nichts.« Ich wollte den Laptop zuklappen, doch Tommy hinderte mich daran.

»Nichts?« Mit erhobenen Augenbrauen musterte er mich.

Und ich log zur Antwort. »Das ist für ihre Familie. Sie hat mir so viele Geschichten erzählt … ich dachte, sie würden sich freuen, wenn ich sie für sie aufschreibe.« Ich zögerte nun ebenfalls, weil es sich falsch anfühlte, ihn anzulügen. »Aber eigentlich war das nicht der Grund, warum ich es geschrieben habe.«

»Was war denn der Grund?«

»Ich hab da so eine Idee. Sie geistert mir schon lange im Kopf herum. Ich finde, die Geschichten der Menschen sollten eine Plattform haben. Ich will sie mit der Welt teilen, weil so viel in ihnen

steckt. Sie sind so wertvoll. Entweder sind sie wahnsinnig lustig oder lehrreich oder sie erinnern uns an etwas. Jeder Mensch hat doch irgendetwas erlebt, das einem anderen helfen kann.« Ich hielt inne, öffnete das andere Dokument und notierte meine soeben gesagten Worte. Vielleicht war das der Wert der Menschen? Dass sie etwas weiterzugeben hatten?

Ich blickte wieder zu Tommy und realisierte im selben Moment, dass sich etwas an meiner Haltung verändert hatte. Ich hatte mich aufgerichtet, fühlte, wie mein Rücken und meine Schultern sich strafften. Meine eigenen Worte hallten in mir nach und ich spürte die Begeisterung mitschwingen. Nein, es war nicht Begeisterung. Es war etwas anderes. Es war wie ein Druck. Als müsste ich diese Sache tun. Aber nicht wie ein von außen auferlegter Zwang. Mist! Ich konnte es noch nicht greifen.

»Und was hast du vor mit diesen Geschichten? Wie willst du sie teilen?« Er klang interessiert und ich glaubte, ebenfalls ein bisschen Aufregung in seiner Stimme zu hören.

»Das weiß ich noch nicht.« Auch das entsprach nicht der Wahrheit und ich korrigierte mich sofort. »Das heißt, ich glaube, es schon zu wissen, aber ich bin noch nicht so weit.«

Er sah mich fragend an.

»Ich glaube, dass es nicht richtig ist, die Geschichten nur aufzuschreiben. Die Leute lesen nicht mehr. Sie wollen Inhalte, die sie nebenbei konsumieren können.«

»Wie deine Netflix-Serien?«

Seine Worte trafen mich. »Es sind nicht *meine* Netflix-Serien.«

»So habe ich das doch gar nicht gemeint.«

Das war mir egal. Seine Worte hatten etwas verändert. »Ist auch egal. Ich bin wahnsinnig müde.« Mit diesen Worten klappte ich den Laptop zu und stand auf.

Tommy hockte noch immer neben meinem Schreibtisch, erhob sich langsam und blieb unschlüssig im Raum stehen. »Was ist los?«

»Nichts, ich will einfach nur ins Bett.«

»Marly, ich habe es nicht böse gemeint. Warum reagierst du so heftig auf diese Frage?« Er wirkte ehrlich verwundert. Er schien wirklich

nicht zu verstehen, was er da gesagt hatte. Oder vielleicht war er auch nur überrascht, dass ich meine Wut mal zeigte.

»Schon okay.« Doch in Wahrheit war es nicht okay. Als ich durch den Flur ging, erkannte ich genau, was nicht okay war. Er hatte das, was ich vorhatte, mit den Dingen verglichen, in denen ich nach der Arbeit versank, weil ich der Welt entfliehen wollte. Moderner Müll für den Kopf. So hatte es meine beste Freundin Anita einmal bezeichnet. Dinge, die wir konsumierten, um sie sofort wieder zu vergessen und mit etwas anderem zu ersetzen.

Und vielleicht hatte Tommy recht. Vielleicht waren die Videos, die ich machen wollte, auch nicht mehr als Müll für die Menschen, die durch YouTube scrollten, um sich das Gehirn mit Mist vollzuballern.

Der nächste Tag begann wie jeder andere. Tommy und ich gingen gemeinsam zur U-Bahn. Dieses Mal erreichte ich die Station pünktlich. Hilde war nicht da und Tommy und ich lieferten uns keinen rührseligen Abschied. Zwar hatten wir den Streit vom Vorabend nicht vertieft, aber ich konnte seine Worte nicht vergessen. Ich war nicht sauer auf ihn. Doch er hatte meinem Projekt einen Schlag verpasst, der die kurze Phase der Euphorie beendet hatte.

Er hatte ein paar Mal versucht, mit mir über meinen Ausbruch zu sprechen. Ich hatte abgeblockt. Ich wollte nur, dass Gras über die Sache wuchs und ich seine Worte nicht mehr in mir nachhallen hörte.

Gustav hatte erneut die Schichtleitung, doch ich arbeitete mit Helena zusammen, die ich mochte. Sie war ebenfalls schon lange dabei, konnte nicht mehr allzu kräftig mit anpacken, wenn es um die Pflege schwerer Bewohner ging, hatte sich aber ihre Liebe zum Beruf bewahrt. Sie war in vielen Bereichen mein Vorbild.

»Du solltest zuerst bei Herrn Sievers reinschauen.« Susi schulterte ihren Rucksack. Es war 6:28 Uhr. Offenbar war sie doch nicht zu

krank für die Nachtschicht gewesen. »Als ich vorhin dort war, drang ein strenger Geruch aus seinem Bett.«

Ich presste die Lippen aufeinander, wollte sie fragen, warum sie sich nicht direkt darum gekümmert hatte, aber es machte keinen Sinn.

»Bye, bye.« Sie verließ das Dienstzimmer und ich versuchte, meinen Atem zu beruhigen.

Agnes sah mich an. Gustav starrte auf seinen Monitor.

»Was?« In meiner Frage klang noch die Wut mit, die ich nicht gegen Susi hatte richten und auch noch nicht komplett hatte runterschlucken können. »Tut mir leid«, setzte ich deshalb hinzu, weil Agnes die Letzte war, die sie verdiente.

»Du solltest dir das nicht mehr gefallen lassen, Schätzchen.« Auch sie nannte mich Schätzchen, doch wenn sie es sagte, schwangen Mitgefühl und Freundlichkeit mit. Trotzdem fühlte ich mich klein dabei.

»Ich habe wohl kaum eine Wahl, oder? Ich habe keine Zeit, mich mit ihr zu streiten. Und wenn ich sie mir nehme, findet sie Hunderte Ausreden. Es ist ja nicht so, als hätte ich es nicht längst versucht.«

»Versuch es weiter.«

Ich schüttelte nur den Kopf. Es war leichter, mich um die Hinterlassenschaft von Herrn Sievers zu kümmern, anstatt mich mit Susi auseinanderzusetzen. »Ich starte meinen Dienst. Wir sehen uns später.«

Als ich das Dienstzimmer verlassen und den Flur betreten hatte, hielt ich für einen Moment inne. Es war okay, dass ich Susis Aufgaben übernahm. Zumindest wollte ich es gern so sehen. Für mich war es nicht schlimm gewesen, Ruth für die Abholung durch die Familie und den Bestatter vorzubereiten. Und ich säuberte jeden Tag Bewohner, die es nicht bis zur Toilette schafften. Es gehörte zu meinem Job. Und es sollte mir egal sein, warum ich bestimmte Aufgaben erledigte.

Ich ging weiter zu Zimmer Nummer 301, zog Handschuhe über und hielt für einen Moment die Luft an. Dann öffnete ich die Tür leise, sagte: »Guten Morgen, Hans«, und ging weiter zum Fenster,

um die Vorhänge und die Fenster zu öffnen. Erst dann atmete ich wieder.

Er erwiderte nichts, weshalb ich meinen Gruß etwas lauter wiederholte, während ich ins Bad ging, um die Waschschüssel zu füllen und die Materialien zu holen, die ich brauchen würde, um ihn für das Frühstück und das Bett für seine Rückkehr vorzubereiten.

Drei Stunden später stand ich auf der Terrasse, auf der Helena und Jonas unerlaubterweise rauchten. Ich rauchte nicht, genoss aber die Sonnenstrahlen und die halbwegs frische Luft. Die beiden waren in ein Gespräch über eine Netflix-Serie vertieft, die ich selbst schon durchgeschaut hatte. Normalerweise hätte ich mich daran rege beteiligt, doch nach dem gestrigen Abend war mir die Lust darauf vergangen. Wahrscheinlich würde ich nie wieder das rote N sehen können, ohne an das Gespräch mit Tommy und die damit erfolgte Erniedrigung zu denken.

Als die beiden ihre Zigaretten ausdrückten, erinnerte ich mich an Ruth und an die Telefonnummer.

»Kommst du mit?« Helena hielt mir die Tür auf.

Ich schüttelte den Kopf. »Geht schon mal vor. Ich will noch einen Anruf erledigen.«

Sie hob die Augenbrauen. »Lass dich nicht erwischen.«

Ich warf einen bedeutungsvollen Blick auf den ausgedrückten Stummel in ihrer Hand, den sie im Restmüll entsorgen würde, damit ihn hier niemand fand. »Du dich auch nicht.«

Sie zwinkerte mir verschwörerisch zu. »Und wenn schon. Was sollen sie machen? Mich entlassen?« Lachend verließ sie die Terrasse.

Sie hatte recht. Für jemanden wie sie war es quasi ausgeschlossen, diesen Job zu verlieren. Wir hatten zu wenig Leute. Und nicht

einmal die Hälfte war so gut wie Helena. Trotz ihres kaputten Rückens gehörte sie zu den Pflegerinnen, die am meisten Bewohner pro Stunde schafften, ohne dabei zu sehr zu schludern. Und sie meldete sich nie krank.

Ich zog das Telefon aus der Tasche, atmete noch einmal tief durch und wählte die Nummer. Erst als es klingelte, wurde mir bewusst, dass ich keine Ahnung hatte, wen ich da eigentlich anrief. Ich wusste nicht einmal, ob sich eine männliche oder eine weibliche Stimme melden würde.

Es war ein Mann. »Klein?«

Ich sprach schnell wie ein kleines Schulmädchen, weil ich es nicht mochte, fremde Menschen anzurufen und weil ich trotz der Bitte um den Anruf das Gefühl hatte, ihn zu stören. »Hallo, Herr Klein. Hier ist Marly. Aus dem *Haus Sophia.* Sie hatten darum gebeten, dass ich mich bei Ihnen melde.« Ich hatte noch nicht einmal meinen Nachnamen genannt. Ich hatte mich mit meinem Spitznamen gemeldet.

Sofort erklang die Stimme meiner Mutter in meinem Kopf: *So habe ich dir das nicht beigebracht.*

Doch bevor ich meinen Nachnamen hinzusetzen konnte, sagte Herr Klein: »Marly, wie schön, dass Sie anrufen.« Er klang ehrlich erfreut. »Ich bin Bernard, Ruths jüngster Sohn.«

Ich lächelte. »Der jüngste von fünf.«

Er lachte. »Die letzte Hoffnung auf ein Mädchen.«

»Ja.« Ruth hatte sich immer eine Tochter gewünscht. Nur deshalb hatte sie fünf Kinder bekommen. Doch jedes einzelne Baby, das aus ihrem Bauch gekommen war, hatte den eindeutigen Beweis zwischen den Beinen, dass es wieder nicht geklappt hatte. Letztendlich hatte sie alle ihre Söhne gleichermaßen geliebt und immer wieder betont, wie viel einfacher es gewesen war, keine Zöpfe flechten zu müssen und die Kleidung von einem Kind zum nächsten weitergeben zu können.

»Danke, dass Sie sich die Zeit für den Anruf nehmen. Ich würde mich gern mit Ihnen treffen, um sie etwas zu fragen. Ginge das?«

Ich stutzte. »Können Sie mich das denn nicht am Telefon fragen?«

»Ich würde es vorziehen, wenn wir uns persönlich treffen. Und jetzt gerade ist es etwas unpassend. Ich bin auf dem Weg zum Friedhof.«

Ich schloss die Augen, spürte dem Gefühl der Traurigkeit nach, das mit seinen Worten aufstieg.

»Meine Brüder konnten erst heute Vormittag anreisen.«

Ich nickte und verstand. Es waren mehr als vierundzwanzig Stunden seit Ruths Tod vergangen. Eigentlich war das zu lang für ein Begräbnis nach seinem Glauben.

»Könnten wir uns morgen treffen? Ich könnte nach Ihrem Dienst zum *Haus Sophia* kommen. Dort gibt es ein Café, in dem wir oft mit Ima waren. Wann haben Sie Feierabend?«

Ich war verwirrt, wollte aber nicht fragen, wer Ima war.

»Sie mochte es gern dort.«

Jetzt wagte ich es doch, zu fragen. »Ima ist …?«

Er lachte. Warum war er so fröhlich? Seine Mutter war gerade gestorben. »Das ist Hebräisch und bedeutet Mutter.«

Ich spürte Hitze in mein Gesicht steigen. Warum wusste ich so etwas nicht? Ich fühlte mich wie die Ignoranz in Person. Was sollte er nur von mir denken? Bestimmt hatte er sie oft so genannt, wenn ich dabei gewesen war. »Oh. Entschuldigung.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Also, sehen wir uns morgen?«

»Ähm, ja. Ja, natürlich.« Erst als wir das Gespräch beendet und ich das Telefon zurück in die Tasche meines Kasacks gesteckt hatte, erinnerte ich mich an den Zahnarzttermin, den ich für Freitagnachmittag vereinbart hatte. Verdammt. Ich konnte Bernard kaum zurückrufen und ihn mit diesem Problem nerven. Ich hatte ihm noch nicht einmal mein Beileid ausgedrückt. Bei diesem Gedanken lief es mir heiß den Rücken runter. Was er wohl jetzt von mir dachte?

Deshalb zog ich das Telefon wieder hervor, öffnete die Termin-App und stornierte meinen lange überfälligen Zahnarzttermin. Ich wollte sofort einen neuen buchen, doch der nächstmögliche wäre im September. In zwei Monaten. Mist. Dabei hatte ich doch endlich diese eine Stelle an meinem Zahn ansehen lassen wollen. Egal. Ich würde

später anrufen. Vielleicht gab es ja eine Möglichkeit, einen früheren Termin zu bekommen.

»Es ist untersagt, während der Arbeitszeit zu telefonieren.« Gustav trat mit einem genüsslichen Grinsen auf die Terrasse. Ich wusste genau, warum er mich nicht mochte. Vor drei Jahren hatte er mich gefragt, ob ich mit ihm ausgehen wollte, und ich hatte abgelehnt. Weil ich schon damals mit Tommy zusammen gewesen war, der mir zudem von Anfang an klargemacht hatte, dass er nicht vorhatte, sich wieder von mir zu trennen. Aber selbst wenn das anders gewesen wäre, war Gustav überhaupt nicht mein Typ. Das hatte ich ihm allerdings nicht gesagt.

Bis zu diesem Zeitpunkt war er zuvorkommend und freundlich zu mir gewesen. Seit meinem Korb verhielt er sich wie der größte Vollidiot.

So wie jetzt. Nur dass er es in diesem Fall nicht ausschließlich tat, um mich zu peinigen, sondern auch, um die neue Qualitätsmanagerin zu beeindrucken, die mit einem Tablet in der Hand fiese Blicke auf mich warf.

»Ich … ich habe die Familie von Frau Klein angerufen, weil diese mich darum gebeten hat.« Ich fand, dass es in gewisser Weise schon Teil meiner Arbeit war, mit den Angehörigen der Bewohner zu sprechen.

»Jetzt erst?« Gustav sah mich missbilligend an.

Die Qualitätsbeauftragte sah zu Gustav. »Wer ist Frau Klein?«

Es brachte mich auf, dass sie nicht wusste, wer gestern hier gestorben war, doch vermutlich hatte es ihr einfach niemand erzählt.

Gustav verschränkte die Arme vor der Brust. »Eine ehemalige Bewohnerin. Sie ist verstorben.«

Die Qualitätsbeauftragte verdrehte die Augen. »Würden Sie Ihre kostbare Zeit bitte den lebenden Bewohnern schenken?«

»Sicher.« Wieder schluckte ich. Doch dieses Mal war es ein bisschen anders. »Wenn Sie entschuldigen, werde ich genau das jetzt tun.« Ich drängte mich zwischen den beiden durch die Tür und beschleunigte meinen Schritt, um ein paar der Stresshormone abzubauen. Anita fragte mich immer wieder, warum ich noch hier arbeitete. Jedes Mal, wenn wir uns sahen und ich mich über einen meiner Kollegen beschwerte, stellte sie mir diese Frage. In diesem Moment hätte ich sie ihr nicht beantworten können.

6

Ich hatte vergessen, dass Freitag tatsächlich mein FREItag in dieser Woche war, als ich mit Bernard Klein den Termin für unser Treffen ausgemacht hatte. Ich hätte ihn anrufen und ihn bitten können, den Ort zu ändern. Doch es schien ihm wichtig zu sein, dass wir das Gespräch in diesem Café führten, und ich wollte ihn kein weiteres Mal stören.

Deshalb fuhr ich am Freitagnachmittag mit dem Bus durch den Osten Berlins. Um diese Uhrzeit war er voller als am Morgen. Ich fand keinen Sitzplatz und stand im Türbereich, wo ich immer wieder anderen Menschen Platz machte, damit sie den Bus verlassen oder einsteigen konnten. Doch das machte mir nichts aus. Ich fand es spannend, zu beobachten, wie sich die Menschen verhielten. Sahen sie müde oder aufgeregt aus? Zogen sie sofort ihr Handy oder ein Buch aus der Tasche, wenn sie einen Platz gefunden hatten?

Wenn ich zum Arbeiten zum *Haus Sophia* fuhr oder nach meiner Schicht auf dem Heimweg war, erfüllten in der Regel Gedanken an Kollegen und Bewohner meinen Kopf und Müdigkeit ließ mich desinteressiert selbst auf mein Smartphone blicken. Jetzt war ich dafür zu aufgewühlt und das Betrachten der Fremden war eine willkommene Ablenkung.

Hinter jedem dieser Menschen steckte eine Geschichte. Welche war es? Am liebsten hätte ich die Frau neben mir angesprochen und sie gefragt. Sie war etwas jünger als ich, hatte kurze blonde Haare und einen grazilen, schlanken Körper, den sie aufrecht hielt. Bestimmt war sie eine Tänzerin. Eine Prima-Ballerina, die zu einer Probe für eine ihrer größten Rollen fuhr. Und vielleicht war ihr Weg dorthin alles andere als leicht gewesen. Vielleicht hatte sie sich auf dem bisherigen Höhepunkt ihrer Laufbahn verletzt, hatte jahrelang nicht getanzt und dann erst nach und nach wieder zurückgefunden.

Ich lächelte und schüttelte den Kopf über diesen Gedanken.

Sie bemerkte es und erwiderte mein Lächeln, bevor sie an der nächsten Haltestelle ausstieg. Auf ihrem Rucksack stand in großen Lettern das Wort LIVIA. Ob das ihr Name war?

Zehn Minuten später erreichte ich die Haltestelle, an der ich aussteigen musste. Heute war ich nicht zu spät. Ich war ganze zwanzig Minuten zu früh. Aber das störte mich nicht. Ich würde einen Tisch auf der Terrasse des *Chaplenes* suchen und den Parkbesuchern dabei zusehen, wie sie ihre Hunde ausführten, auf der Wiese lagen oder mit ihren Kindern Ball spielten.

Doch dazu erhielt ich keine Gelegenheit. Bernard Klein erwartete mich bereits vor der Eingangstür des Cafés. »Marly.« Ein breites Lächeln legte sich auf sein Gesicht, als er mich erkannte. »Es ist so schön, Sie zu sehen. Ich wollte Sie im *Haus Sophia* abholen, doch dort sagte man mir, dass Sie heute frei haben. Deshalb bin ich direkt hierher gekommen. Wir hätten uns auch an einem anderen Ort treffen können. Warum haben Sie nichts gesagt?«

Ich fühlte mich mies. Vermutlich war es für ihn auch ein weiter Weg, um in diesen Teil der Stadt zu gelangen. Und das durch den Berliner Berufsverkehr. »Ich habe es vergessen«, sagte ich etwas kleinlaut. »Und dann wollte ich nicht noch einmal anrufen. Ich dachte …« Ich hielt inne. Ich konnte ihm kaum erzählen, dass ich ihn nicht hatte stören wollen. Er würde mich für ein kleines Mädchen halten.

Doch er lächelte. »Das macht doch nichts. Es war schön, noch einmal hierherzufahren. Ich habe viel über Ima nachgedacht und

es war ein bisschen wie ein weiterer Abschied.« Nun legte sich Trauer wie ein Schatten über sein Gesicht, der die Freundlichkeit darin jedoch nicht überdeckte.

In diesem Moment wurde mir wieder bewusst, dass ich ihm noch nicht mein Beileid ausgesprochen hatte. Ich war nicht besonders gut in diesen Dingen, selbst im *Haus Sophia* fiel es mir schwer, mit den Angehörigen zu sprechen. Doch ich hätte irgendetwas sagen sollen, oder? »Herr Klein …« Ich erinnerte mich daran, dass wir uns beim Vornamen nannten. Mein Gott, was war nur los mit mir? »Bernard, es tut mir so leid, dass Ihre …« Ich zögerte, nutzte dann aber seine Formulierung. »… dass Ihre Ima gestorben ist. Sie war ein wundervoller Mensch und es ist sicher ein großer Verlust für Sie.« Mein Ego sprang an und ich hörte die Stimme meiner Mutter: *Hättest du das nicht besser formulieren können?*

Doch wieder lächelte Bernard. »Danke, Marly. Es bedeutet mir viel, dass Sie das sagen. Was meinen Sie, duzen wir uns?«

Bernard hätte mein Vater, vielleicht sogar mein Großvater sein können. Er war sicher fast siebzig Jahre alt. Doch ich war es gewohnt, ältere Menschen zu duzen. Die meisten Bewohnerinnen und Bewohner boten es mir nach ein paar Wochen an. Von der Heimleitung wurde das nicht gern gesehen, doch mir ermöglichte es einen persönlicheren Umgang mit den Menschen. Sicher, es verringerte die Distanz, doch das Heim war für sie ihr Zuhause. Es sollte dort Menschen geben, mit denen sie per Du waren. Besonders dann, wenn ihre Verwandten es nur selten schafften, sie zu besuchen.

»Gern. Ich bin Marly«, sagte ich überflüssigerweise, aber mit einem Grinsen.

»Ich bin Bernie.« Einer seiner Mundwinkel hob sich höher als der andere.

Bernie? Also gut. »Wollen wir reingehen, Bernie?«

»Sehr gern.« Er hielt mir seinen Arm hin, damit ich mich unterhaken konnte. Wir hielten diese Verbindung nur für den Eintritt in das Café, doch es fühlte sich nett an.

»Hallo, Ella.« Bernie winkte in Richtung des Tresens, an dem eine junge Frau das Kuchenbuffet aufräumte.

Sie sah auf und als sie ihn erkannte, sah sie sich suchend um. Ihr Blick fiel auf mich. Wir kannten uns vom Sehen, doch bisher hatte ich ihren Namen nicht gewusst. »Wo ist denn Ruth?«

Ich biss mir auf die Unterlippe. Neben mir straffte Bernie die Schultern und atmete tief ein. Dann schüttelte er den Kopf.

Ella legte das Kuchenbesteck zur Seite und sah ihn stirnrunzelnd an.

»Sie ist vor zwei Tagen gestorben.« Er lächelte noch immer, doch ich konnte auch den Schmerz in seiner Stimme hören.

Ella wischte sich die Hände an der Schürze ab und kam zu uns. Sie ergriff nun seine Hände und sagte: »Das tut mir so leid. Deine Mutter war einer der beeindruckendsten Menschen, die ich je kennengelernt habe. Wie geht es dir?«

Ella sagte fast dasselbe, wie ich es getan hatte, und doch musste es einen komplett anderen Eindruck auf Bernie machen. Ich spürte die Aufrichtigkeit dahinter. Außerdem hatte sie sofort ihr Beileid ausgedrückt und sie hatte ihn gefragt, wie es ihm ging. Warum hatte ich das nicht getan? Und im nächsten Moment kam ich mir so falsch vor. Wie konnte ich in dieser Situation an mich denken?

»Wir haben sie gestern beerdigt. Sie ist friedlich eingeschlafen und sie hatte ein wunderbares langes Leben.« Er schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid.«

Ich hatte keine Ahnung, was er meinte, doch auf Ellas Gesicht zeichnete sich ein Schmerz ab, den sie schon lange bei sich zu tragen schien. Was war ihre Geschichte?

Sie nickte ihm zu, versuchte sich an einem Lächeln und wandte dann den Kopf zu mir.

»Das ist Marly. Sie war Imas beste Freundin im *Haus Sophia.*«

Erstaunt sah ich zu ihm, erkannte dann aber, dass er vermutlich recht hatte. Ich krächzte ein »Hi«, räusperte mich und sagte dann etwas klarer: »Ruth war ein wundervoller Mensch.«

Für einen Moment schwiegen wir.

»Wo möchtet ihr sitzen? Auf der Terrasse? An Ruths Lieblingstisch? Es ist so herrliches Wetter. Und ich bringe euch ihren

Lieblingskuchen. Bernie, für dich Kaffee schwarz? Und für dich, Marly, einen koffeinfreien Cappuccino mit Hafermilch?«

»Du weißt, wie ich meinen Kaffee trinke?« Ich bereute meine Frage sofort. Schon wieder stellte ich mich in den Mittelpunkt.

Ella grinste. »Na klar weiß ich das. In dieser Gegend bestellen nicht besonders viele diese Spezialität.« Sie zwinkerte mir zu. »Setzt euch. Kaffee und Kuchen gehen auf mich.«

Sie erinnerte sich also nicht an mich, sondern an meinen besonderen Kaffeewunsch. Das ergab Sinn, enttäuschte mich jedoch leicht und ich dachte darüber nach, während Bernie zunächst gegen Ellas Angebot protestierte, es dann aber doch annahm, als sie sagte: »Für Ruth. Lass es mich für sie tun.«

»Also, gut. Danke.« An mich gewandt, sagte er: »Gehen wir?«

Ich nickte und entschied, mein kleines Selbstbewusstsein bei Ella zu lassen. In der Hoffnung, dass sie es nicht mit an den Tisch bringen würde, wenn sie uns den Kuchen servierte.

Sie hatte recht. Es war ein wunderschöner Nachmittag. Nicht so heiß wie an den vergangenen Tagen, weil es in der Nacht geregnet hatte. Jetzt schien die Sonne, doch auf der Terrasse saßen wir im Schatten eines großen weißen Sonnenschirms. Dort schwiegen wir für einen Moment. Bernie hing seinen Gedanken nach und ich beobachtete, wie ich es zuvor geplant hatte, die Parkbesucher. Es war ein schöner Park und in diesem Moment wünschte ich mir, dass wir mit den Bewohnern hin und wieder Ausflüge hierher unternehmen könnten. Ob ich es vorschlagen sollte? In der Frühschicht wäre dafür keine Zeit, doch am Nachmittag, wenn ausreichend Mitarbeiter da waren, wäre es eventuell möglich. Hin und wieder zumindest.

Erst als Ella an unseren Tisch kam und Teller und Tassen darauf abstellte, sprachen wir wieder, bedankten uns und ich lenkte meine Aufmerksamkeit auf Bernie. Dabei glitt mein Blick über den Kuchen. Ich sollte ihn nicht essen. Am Sonntag würde es auch bei meiner Mutter nichts geben, das meinem Ernährungsplan entsprach. Doch ich konnte ihn kaum ablehnen. Ella hatte es gut gemeint.

»Ima liebte Schokolade. Und Ellas Schokoladenkuchen war immer ein Highlight, wenn ich sie besuchte. Hast du ihn schon einmal probiert?«

Ich schüttelte den Kopf. Die Wahrheit war, dass ich es mir nur sehr selten erlaubte, überhaupt etwas bei Ella zu bestellen. Sie hatte zwar keine außergewöhnlich hohen Preise, doch mit meinem Gehalt sprengten auch diese mein Budget.

»Dann wünsche ich dir einen guten Appetit.« Beherzt stach er mit der Gabel in den Kuchen und trennte ein großes Stück ab, das er sich in den Mund schob.

Ich ging anders vor. Ich schnitt nur ein kleines Stück ab und führte es langsam zu meinem Mund. Dort löste es eine kleine Geschmacksexplosion aus und meine Mundwinkel hoben sich.

»Gut, oder?« Bernie sprach mit vollem Mund, lachte, als ihm das bewusst wurde, und hielt sich die Hand vor die Lippen.

Ich schluckte, bevor ich sprach. »Richtig gut.« Am liebsten hätte ich mich voll auf den Kuchen konzentriert, ihn in kleinen Portionen genossen. Doch das würde ewig dauern und Bernie und ich waren hier, weil er etwas mit mir besprechen wollte. Sicher hatte er sich nur eine begrenzte Zeit dafür eingeplant. Ich hatte Tommy gesagt, dass ich nicht wüsste, wann ich zurück sein würde.

»Warum wolltest du mit mir sprechen?« Als ich die Frage ausgesprochen hatte, überkamen mich wieder Zweifel. Vielleicht hätte ich ihn seinen Kuchen zunächst essen lassen sollen. Verdammt, Ella hatte mein fehlendes Selbstbewusstsein wirklich wieder mitgebracht.

»Mh.« Dieses Mal kaute er zu Ende und schluckte, bevor er sprach. »Du hast recht. Es tut mir leid, dass ich dir deinen freien Nachmittag nehme.«

Ich hob die Hände, in einer von ihnen hielt ich die Gabel. »Nein, so war das nicht gemeint. Ich habe Zeit.« Dieses Gespräch fühlte sich schon jetzt sehr unangenehm an. Dabei hatten wir noch nicht einmal begonnen.

»Ich würde gern mit dir über meinen Bruder und seine Frau und einen der letzten Wünsche meiner Mutter sprechen. Aber wenn es

in Ordnung für dich ist, würde ich das gern etwas später tun. Die letzten Tage waren sehr aufregend und auch in nächster Zeit gibt es vieles zu tun.«

»Sicher.« Bernie schien ein netter Kerl zu sein. Dass er sich so kurz nach dem Tod seiner Mutter die Zeit nahm, um mit mir einen Kaffee zu trinken, gab mir das Gefühl, dass ich diese Zeit für ihn irgendwie lohnenswert machen musste. Gleichzeitig wollte ich wissen, was dieser Wunsch Ruths gewesen war.

Bernie lächelte, legte seine Gabel auf den Teller und trank einen Schluck Kaffee. »Aaah. Das tut gut.« Er beugte sich etwas vor. »Marly, du warst im letzten Jahr eine wichtige Bezugsperson für meine Mutter. Es hat mir so wehgetan, sie in ein Heim zu geben, doch du hast dieser Entscheidung eine helle Seite gegeben. Dafür bin ich dir sehr dankbar.«

Ich schluckte. »Danke.«

»Ima hat viel von dir gesprochen, wenn wir telefoniert haben. Und sie hat sich gewünscht, dass du weißt, wie viel es ihr bedeutet hat, wenn du dir Zeit für sie genommen hast.«

»Es war nicht viel«, begann ich sofort, mich und mein Tun kleinzureden. So viel Lob hatte ich nicht verdient. Ich tat nur meinen Job.

»War es das nicht?«

Wieder hatte ich etwas Falsches gesagt. Jetzt musste er glauben, dass Ruth keine besondere Bedeutung für mich gehabt hatte. Doch das stimmte nicht. »Vielleicht. Aber wenn ich die Zeit gefunden habe, habe ich es gern getan.«

»Für Ima hat es die Welt bedeutet.«

Ich wollte etwas erwidern, mit dem ich das Gewicht seiner Worte erleichtern konnte, doch mir fiel nichts ein. Ich war zu gerührt. »Danke«, sagte ich deshalb erneut. Denn das war es, was ich spürte. »Ich bin wirklich dankbar, dass ich Ruth kennenlernen durfte. Sie war ein so außergewöhnlicher Mensch.«

»Ich wünschte, du und ich, wir hätten uns öfter gesehen. Doch Ima wollte immer hierher kommen.«

Ich betrachtete ihn, konnte mich an die wenigen Male, die er seine Mutter während meiner Arbeitszeit besucht hatte, kaum erinnern.

Doch ich wusste, dass er häufig da gewesen war, denn Ruth hatte es mir jedes Mal erzählt.

Jetzt lehnte er sich zurück und betrachtete mich. »Du warst ein wichtiger Mensch für meine Mutter. Sie hat sich von dir gesehen gefühlt. Darf ich dir etwas über sie erzählen?«

Ich nickte, gerührt von seinen Worten.

»Für meine Mutter waren alle Menschen außergewöhnlich. Jeder einzelne hatte für sie eine Bedeutung. Das habe ich immer bewundert. Sie konnte den Wert in jedem einzelnen Menschen sehen, auch wenn dieser ihn selbst nicht erkannt hatte. Weißt du? Ich meine den wirklichen Wert.«

Ich verstand nicht. »Den wirklichen Wert?«

Wieder lächelte er. »Als wir noch ganz klein waren, hat sie uns davon abgehalten, sie um ihre Meinung zu unseren gemalten Bildern zu fragen. Jedes Mal, wenn ich mit einem Blatt voller bunter Kleckse, die einen Hund oder eine Blume oder ein Flugzeug darstellen sollten, vor ihr stand, um mir ein Lob von ihr abzuholen, hat sie mit dem Kopf geschüttelt und gesagt: ›Bernie, es spielt keine Rolle, was ich von deinem Bild halte. Was denkst du darüber?‹« Er imitierte ihre Stimme und wir lachten gemeinsam, weil er viel zu tief sprach, aber ihren Singsang sehr gut nachahmte. »Als ich älter war, hat sie es mir anders erklärt. Sie meinte, dass kein Mensch mir jemals das Gefühl geben dürfte, wertlos oder wertvoll zu sein.«

Mein Lächeln, das dem Lachen gefolgt war, verschwand von meinem Gesicht. »Aber …« Ich verstand nicht, was sie ihm hatte sagen wollen. »Aber es ist doch schön, wenn wir uns von anderen geliebt und wertgeschätzt fühlen.«

Er nickte. Er schien mich zu verstehen. »Ja, das ist es. Doch was passiert, wenn dir niemand das Gefühl gibt?«

Eine plötzliche Leere ergriff mich. Ich dachte darüber nach, welche Menschen es in meinem Leben gab, die mir das Gefühl gaben, wertvoll zu sein. Ja, da waren manche Bewohner im *Haus Sophia*. Doch sie waren abhängig von mir. Ich wurde dafür bezahlt, einen Wert für sie zu haben. Irgendwie zählte das also nicht. Die einzigen beiden Personen, bei denen ich wirklich das Gefühl hatte, wertvoll

für sie zu sein, waren Tommy und Anita. Doch … auch nicht permanent. »Oder nicht immer …«, flüsterte ich.

Bernie hatte mich gehört. »Genau.«

Ich sah zu ihm auf, hoffte auf eine Erklärung, auf eine Hilfestellung. Doch er vertiefte die Frage: »Was geschieht dann?«

Eine Weile dachte ich darüber nach. Wie fühlte ich mich, wenn Tommy mir nicht sagte oder zeigte, dass er mich brauchte. Oder wenn Anita sich keine Zeit für ein Treffen mit mir nahm?

»Welchen Wert hast du, wenn die Menschen im Außen dir keinen geben?«

Ich atmete tief durch und ein unkontrolliertes Schluchzen drang aus meinem Hals. Erschrocken atmete ich etwas schneller, bis ich die Tränen zurückgedrängt hatte. »Es tut mir leid.« Es waren sicher die Emotionen von Mittwochabend, die ich noch immer nicht ganz los war, die mich nun wieder heimsuchten.

Bernie lächelte. »Ima hat mir beigebracht, dass der einzige Mensch, der meinen Wert bestimmen darf und sollte, ich selbst bin. Wenn ich mir meines Wertes bewusst bin, ist es egal, was andere Menschen über mich denken.«

»Warum? Warum ist es dann egal? Es ist doch wichtig.« Wie sollte mich jemand lieben, wenn er dachte, ich wäre wertlos?

»Für wen ist es wichtig?«

»Na, für mich.« Ich presste die Lippen aufeinander, hatte noch mehr sagen wollen, doch dieses Gespräch fühlte sich plötzlich zu tief an. Ich kannte diesen Mann überhaupt nicht. Er war sicher fast dreimal so alt wie ich und ich hatte kurz davor gestanden, meine Haltung zu verlieren. Das konnte es doch nicht gewesen sein, über das er mit mir sprechen wollte.

»Warum ist es für dich wichtig, was die anderen über dich denken?«

Ich wollte ihn nicht vor den Kopf stoßen, sonst hätte ich ihn erneut gebeten, mir zu sagen, warum wir hier waren. Und als ich diesen Gedanken durch meinen Kopf ziehen ließ, sah ich einen Zusammenhang. In diesem Moment war es mir wichtig, was Bernie über mich dachte. Warum? Warum machte ich mir mehr Gedanken

darüber, wie es diesem fremden Menschen in unserem Gespräch ging, als darüber, wie ich mich fühlte?

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich etwas kleinlaut.

»Ich will dir nicht zu nahe treten, doch vielleicht solltest du das herausfinden.« Er betrachtete mich und ich fühlte mich unwohl unter seinem Blick.

Dennoch fragte ich: »Wie?«

Jetzt lächelte er. »Eigentlich ist es ziemlich einfach. Du stellst dir die Frage jedes Mal dann, wenn du merkst, dass du die Meinung der anderen über deine eigene hebst.«

»Und dann ist es mir egal?«

»Nein.« Ein sanftes Lachen begleitete seine Worte. »Es wäre schön, wenn es so leicht wäre.«

In diesem Moment klingelte mein Telefon. Ich wollte es ignorieren, doch Bernie meinte: »Geh ruhig ran.«

Ich zog es aus der Tasche. »Es tut mir leid. Ich habe vergessen, den Ton auszuschalten.«

Es war meine Mutter. »Marlene?«

»Ja?«

»Dein Bruder hat gerade angerufen. Er wird am Sonntag in Berlin sein. Wir essen zusammen. Ich wollte dich nur daran erinnern, dass ihr bitte pünktlich hier seid. Du weißt doch, er hat immer so wenig Zeit.«

»Ähm, ja, natürlich.«

»Dann sehen wir uns Sonntag. Ich gehe jetzt zum Friseur. Wann warst du eigentlich das letzte Mal? Du wartest doch nicht wieder, bis deine Spitzen kaputt sind, oder?«

Verstohlen warf ich einen Blick auf meine Haare, die mir inzwischen bis zur Brust reichten. Ich hatte sie seit einem halben Jahr nicht mehr geschnitten. Im ersten Moment wollte ich in gewohnter Manier behaupten, ich wollte ebenfalls heute zum Friseur gehen, doch dann dachte ich an die letzten Minuten und entschied mich anders. »Ich bin gerade in einem Gespräch. Wir reden am Sonntag.«

»Du solltest wirklich nicht ans Telefon gehen, wenn du dich mit jemandem triffst.« Sie hatte recht.

»Bis Sonntag.« Ich wartete nicht darauf, dass sie meinen Abschiedsgruß erwiderte, legte auf und schaltete das Telefon auf stumm.

»Tut mir leid«, sagte ich an Bernie gewandt.

Er musterte mich für einen Moment, dann sagte er: »Ich will dich nicht länger aufhalten. Lass uns darüber reden, warum wir hier sind.«

Endlich. »Gern.«

»Wie du weißt, bin ich der jüngste von fünf Brüdern. Wir wurden innerhalb von zehn Jahren geboren. Meine Mutter war achtzehn, als der Erste von uns kam. Und nächstes Jahr wäre sie neunundneunzig geworden. Mein ältester Bruder ist somit bereits achtzig.«

Ich nickte, verstand aber nicht, was er mir damit sagen wollte.

»Er pflegt seine Frau bei sich zu Hause. Er würde sie niemals in ein Heim geben. Sie hatten nie Kinder und auch sonst haben sie immer sehr für sich gelebt.« Er atmete tief durch. »Ich würde dir die beiden gern vorstellen.«

»Warum?« Die Frage kam fast unkontrolliert aus meinem Mund, denn in Wahrheit spürte ich sofort ein Kribbeln bei seinen Worten. Ich konnte nicht genau greifen, wo es herkam. Vielleicht, weil ich auch an dieser Geschichte interessiert war. Vielleicht, weil ich in Bernies Augen die Liebe erkannte, die seinen Bruder und dessen Frau zu verbinden schien.

»Er schafft es nicht mehr allein. Er braucht Hilfe.«

Ich runzelte die Stirn. »Was hat das mit mir zu tun?«

»Ehrlich gesagt, weiß ich das noch nicht. Doch meine Mutter hat sich gewünscht, dass ihr euch kennenlernt. Sie hat sich große Sorgen um ihn gemacht. Und um seine Frau.«

Ich verstand noch immer nicht. »Warum soll ich ihn kennenlernen? Habe ich ihn denn noch nicht gesehen?«

Bernie schüttelte den Kopf. »Er hat das *Haus Sophia* nie betreten. Er war oft mit uns hier, doch nie im Pflegeheim. Ich vermute, aus Angst. Viele der Leute dort sind nicht viel älter als Beatrice. Das ist seine Frau.«

Ich nickte und wiederholte meine andere Frage: »Warum soll ich ihn kennenlernen, Bernie?«

»Ich versuche seit Jahren, ihn davon zu überzeugen, sich bei der Pflege unterstützen zu lassen. Er hat sein eigenes Leben komplett aufgegeben. Und so löblich das von außen erscheint, es tut ihm nicht gut. Und er schafft es auch körperlich nicht mehr.«

»Bernie, ich habe einen Job. Ich kann mich nicht um deine Schwägerin kümmern.« Fast schon war ich wütend. Dafür hatte er mich hierher gebeten? »Und ich kann auch nicht zusätzlich zu diesem Job einen privaten Pflegedienst übernehmen. Oder möchtest du, dass ich ihn überzeuge, dass er seine Frau ins *Haus Sophia* bringt? Soll ich Werbung für das Pflegeheim machen?« Das würde ich nicht können. Ruth mochte sich dort halbwegs wohlgefühlt haben, doch ich war ziemlich sicher, dass sich alle Befürchtungen, die Bernies Bruder davon abhielten, seine Frau in ein Heim zu geben, bei uns bewahrheiten würden. Wir waren kein Luxus-Pflegeheim. Zu uns kamen jene, die zwar nicht ganz am Existenzminimum lebten, aber auch keine besonders hohe Rente erhielten. Die Arbeitsbedingungen und auch die Lebensbedingungen waren in anderen Seniorenheimen deutlich besser. Sie waren besser ausgestattet als wir, moderner …

»Ich möchte nur, dass du die beiden einmal triffst. Weil es Imas Wunsch war.«

Und wie hätte ich ihr und ihm diesen verwehren können? All die Anspannung fiel von mir ab. Was sprach dagegen? »Okay.«

Der Schatten, der sich bei der Erwähnung seiner Mutter erneut über sein Gesicht gelegt hatte, wich und machte einem Lächeln Platz. »Danke, Marly. Das bedeutet mir viel.«

Ich nickte nur.

»Da ist nur eine Sache. Alfred darf nicht wissen, dass du aus diesem Grund kommst. Er soll glauben, dass ich dich ihm nur deshalb vorstelle, weil du Imas Freundin warst.« Er lachte auf. »Natürlich war das Unsinn. Du hast deinen Job gemacht, das sehe ich. Doch für sie warst du wichtig.«

Ein warmes Gefühl breitete sich in mir aus. Es paarte sich mit der Traurigkeit darüber, dass ich dieser Frau nicht mehr Zeit hatte schenken können. Nicht mehr Wärme. Ich dachte an all die Momente, in denen ich mir auch für sie nicht mehr als zehn Minuten hatte nehmen können, in denen ich zu schnell, zu unaufmerksam, zu hektisch vorgegangen war. »Für mich war sie auch wichtig«, flüsterte ich.

Er griff nach meiner Hand, die neben meinem Teller lag. Ich hatte kein weiteres Stück des Kuchens gegessen. »Danke, Marly.« Tränen schimmerten in seinen Augen. »Danke, dass du in dieser letzten Zeit an ihrer Seite warst, wann immer du es konntest.«

Ich schluckte, wollte nicht vor ihm weinen und ließ dann doch zu, dass eine Träne über meine Wange rollte. Und mit ihr manifestierte sich die Entscheidung, die ich zuvor schon ausgesprochen hatte. Ich würde Ruth diesen Wunsch erfüllen. Warum auch nicht? Ein Kaffee zum Nachmittag mit Bernie, seinem Bruder und dessen Frau. Mehr nicht. Das war nichts Besonderes. Was sollte schon passieren? Außerdem war ich neugierig auf die beiden. Es war, als würde eine innere Stimme mich dazu auffordern, mich mit den beiden zu treffen. Deshalb sagte ich: »Dann treffen wir uns mit Alfred und Beatrice. Wie wäre es nächste Woche Dienstag?«

Auf dem Weg nach Hause starrte ich auf mein Handy. Das, was ich auf der Hinfahrt bei den anderen Fahrgästen mit einer gerümpften Nase beobachtet hatte, tat ich nun selbst. Ich entfloh dem Alltag, indem ich durch kurze TikTok-Videos scrollte, die ich mir nur selten komplett ansah.

Ich wollte nicht an das denken, worüber Bernie und ich gesprochen hatten, bevor er zum eigentlichen Grund für unser Treffen gekommen war. Und doch waren es genau diese Gedanken, die in meinem Kopf hämmerten.

Welchen Wert hast du, wenn die Menschen
im Außen dir keinen geben?

Schnell scrollte ich zum nächsten TikTok. Ich benutzte die App nicht oft, doch der Algorithmus schien mich viel zu gut zu kennen. Er zeigte mir Videos von anderen Pflegekräften, von Berlinern und

über neue Netflix-Serien. Erst bei einem Video von *Grace & Anna* wischte ich nicht mehr automatisch mit dem Daumen nach oben.

Anna saß auf einer Bühne, der Publikumsbereich war leer. Ich hatte den Ton ausgeschaltet, doch sie redete ohnehin nicht. Sie saß nur dort, ein Notizbuch auf dem Schoß, und schrieb. Dann kam eine Texteinblendung.

Was immer du dich fragst, die Antwort liegt in dir.

Hatte der TikTok-Algorithmus auch mein Gespräch mit Bernie verarbeitet? Ich schaltete das Handy aus. *Welchen Wert hast du, wenn die Menschen im Außen dir keinen geben?*

Keinen, schrie mein Gehirn. Oder welcher Teil von mir auch immer dafür verantwortlich war, dass ich sofort Widerstand bei dieser Frage spürte. Ich wollte von den Menschen als wertvoll angesehen werden. Ich wollte, dass meine Mutter mich liebte. Ich wollte dazugehören, wenn ich mich mit mehreren Leuten traf.

Wenn mir die Menschen keinen Wert gaben, dann war ich nichts wert. Da konnte Bernie noch so sehr darauf bestehen, dass ich mir meinen Wert selbst geben musste. Wenn die anderen ihn nicht sahen, dann war das sinnlos.

Mein Telefon leuchtete auf. Noch immer hatte ich den Ton ausgeschaltet. Es war Anita, meine beste Freundin seit der Grundschule. Seit achtzehn Jahren war sie der einzige Mensch, mit dem ich wirklich über alles redete.

»Findest du mich wertvoll?«

»Ich wünsche dir auch einen wundervollen Abend, du unsagbar wertvoller Mensch.« Ich hörte das verwirrte Lächeln in ihrer Stimme. »Und ja, für mich bist du eines der wertvollsten Wesen, das ich kenne.«

Ich spürte in ihre Worte hinein, suchte nach etwas, ohne genau zu wissen, wonach. Genugtuung gegenüber Bernie, weil es eben

doch wichtig war, dass die anderen unseren Wert erkannten? Doch ich fand sie nicht, denn sie hätte ein anderes Gefühl vorausgesetzt. Zufriedenheit. Die spürte ich nicht.

»Danke«, erwiderte ich nicht euphorisch genug.

»Was ist los?«

»Ach nichts.« Ich hatte keine Lust, darüber zu reden. Ich hatte mich von diesen Gedanken ablenken wollen, weil sie mich nirgendwohin brachten. »Warum rufst du an?«

»Ich wollte unseren morgigen Partyabend mit dir besprechen.«

»Partya…« Dann fiel es mir ein. Mist! »Anita, ich kann morgen nicht.«

»Was? Warum nicht?«

»Sie haben mir eine Nachtschicht reingehauen.«

Sie stöhnte auf. »Du meinst, du hast dir eine Nachtschicht reinhauen lassen.«

Genervt erwiderte ich: »Was soll ich denn tun?«

»Nein sagen.« Auch Anita klang genervt.

»Das ist nicht so leicht.«

»Doch, das ist es, Marly. Du hast es gerade zu mir gesagt.«

Die Rechtfertigung, die ich schon auf der Zunge hatte, nahm einen so bitteren Geschmack an, dass ich sie am liebsten ausgespuckt hätte. Stattdessen schluckte ich sie hinunter. »Was? Nein, das habe ich nicht.«

»Doch, natürlich hast du das. Du hast zu deiner Nachtschicht Ja gesagt und damit Nein zu unserem Mädelsabend, den wir vor einem Monat verabredet haben.«

»Ich habe nicht Nein gesagt, ich habe einfach nicht daran gedacht.«

»Ganz ehrlich, Marly, dann hast du schon viel früher Nein dazu gesagt.«

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte. Sie hatte recht. Ich hatte es versaut. Und ich sah nur eine einzige Möglichkeit, es wiedergutzumachen. »Was ist mit heute? Ich bin in zwanzig Minuten zu Hause. In einer Stunde könnten wir uns zum Essen treffen und danach ausgehen. Ich habe morgen Frühschicht, aber

das macht nichts. Wir feiern bis in den Morgen und setzen mich direkt vorm *Haus Sophia* ab. Was meinst du?«

»Du willst mir allen Ernstes erzählen, dass du heute mit mir die komplette Nacht durchfeiern willst, morgen eine Frühschicht rockst und danach noch eine Nachtschicht?«

Ich schluckte und dachte an die Augenringe, mit denen ich am Sonntag beim Essen mit meiner Mutter und meinem Bruder auftauchen würde. Wenn er müde aussah, schrieb unsere Mutter das seinem harten Job zu. Wenn sich unter meinen Augen Schatten gebildet hatten, achtete ich nicht ausreichend auf meinen Schlaf.

»Lass gut sein, Marly. Wir machen es ein anderes Mal.«

»Es tut mir wirklich leid.«

»Das Schlimme ist, dass ich dir das glaube. Dir passieren diese Sachen nicht, weil du ignorant bist oder nicht an andere denkst.«

Ich schluckte. »Was denn dann?«

»Du denkst nicht genug an dich. Ständig sagst du zu allem Ja.« Sie machte eine Atempause. »Außer zu dir. Warum?«

Es war eine einfache Frage. Und doch konnte ich sie nicht beantworten. Oder ich wollte die Antwort nicht teilen, die sich in mir aufbaute. Weil sie nur wegen des Gesprächs mit Bernie da war. Weil sie auf keinen Fall der Wahrheit entsprach.

Weil ich möchte, dass die Menschen
mich mögen.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich deshalb. So viel zum Thema, ich erzählte Anita alles.

»Dann finde es heraus.«

»Du könntest mich morgen in meiner Nachtschicht besuchen«, schlug ich halbherzig vor.

»Nein, meine Liebe. Da darfst du ganz allein durch. Nimm dir ein Journal mit und denk über die Frage nach, die ich dir gerade gestellt habe.«

Okay, das war schräg. Gerade noch hatte ich mein Handy ausgeschaltet, um das Video von Anna nicht mehr zu sehen. Nur damit Anita den Faden wieder aufnahm und mir einen viel konkreteren Hinweis darauf gab, dass ich etwas aufschreiben sollte?

»Sicher.« Auf keinen Fall würde ich das tun. Ich würde einfach in Zukunft alle Termine in meine Kalender-App eintragen. Und jedes Mal, wenn jemand mich um eine ominöse Totenbesprechung oder die Übernahme einer Schicht bat, würde ich darauf hinweisen, dass ich zunächst meinen Kalender konsultieren musste.

Das fühlte sich seltsam gut an.

Ein bisschen so, als würde ich die Kontrolle über etwas übernehmen, von dem ich bisher geglaubt hatte, dass es vollständig außerhalb meines Einflussbereiches lag. Hm. Das war interessant.

»Marly?«

»Ja?«

»Hast du meine Frage nicht gehört?«

»Was? Nein. Habe ich nicht. Was hast du gefragt?«

»Ob wir es dann nächstes Wochenende machen wollen.«

Ein Lächeln legte sich auf meine Lippen und ich sagte: »Lass mich meinen Kalender konsultieren.« Ich unterdrückte ein Kichern. Irgendwie klang das wahnsinnig erwachsen. Das passte nicht zu mir. Ich war nicht erwachsen, wollte es nicht sein. Dennoch nahm ich das Handy vom Ohr und öffnete die Kalender-App. Ab Freitag hatte ich Spätdienst, doch der Samstag war frei. Ich blockte den Abend ab siebzehn Uhr mit dem Ereignis *Mädels-Party-Night mit Anita*, setzte vorsichtshalber zwei Erinnerungen, die mich vier Tage und einen Tag vorher an das Treffen erinnern würden, und fügte Anita als Teilnehmerin hinzu. Dann nahm ich das Telefon wieder ans Ohr.

»Was war das? Hast du mir etwas geschickt?«

»Könnte sein.« Ich grinste. Warum, wusste ich nicht. Doch es fühlte sich gut an. Durch den Kalendereintrag hatte die Verabredung ein höheres Gewicht.

»Oh. Okay. Juchu!« Anitas Wut war verschwunden. »Ich freue mich. Aber ich warne dich, wenn du mich noch einmal für so etwas Banales wie eine Nachtschicht versetzt, bin ich nicht mehr deine beste Freundin.«

Ich schluckte, obwohl ich wusste, dass sie es nicht ernst meinte. »Es tut mir leid, dass ich es vergessen habe.«

»Es tut dir leid, dass du es *schon wieder* vergessen hast.«

»Jetzt hack nicht darauf rum!«

Was passiert, wenn dir die Menschen nicht permanent das Gefühl geben, wertvoll zu sein?

»Tut mir leid. Ich weiß es ja selbst. Und ich will schließlich nicht, dass dein Schichtdienst das Ende unserer Freundschaft ist.«

Ich schluckte. Das wollte ich auch nicht. Und irgendwie tat es mir leid, dass sie das verstehen musste.

»Okay, meine Liebe. Ich bin noch verabredet. Ich gehe mit einer Kollegin zum Wellness. Mach dir einen schönen Abend mit Tommy.«

Ein Stich der Eifersucht durchfuhr mich. Kollegin? Doch bevor ich fragen konnte, wer das war, verabschiedete Anita sich: »Mach's gut, Liebes.« Und dann legte sie auf.

»Mach's gut, Anita«, sagte ich dennoch und ließ das Handy kraftlos sinken, bis es in meinem Schoß lag. Ich fühlte mich mies. Nicht mehr nur, weil ich unser Date vergessen hatte, sondern weil sie mich zu ersetzen schien. Wellness?

Natürlich wusste ich, dass Anita auch andere Freundinnen hatte. Doch was, wenn sie sich öfter mit anderen traf, weil ich ihr nicht das Gefühl gab, wichtig genug zu sein? Sie hatte recht, ich hatte

zu dieser dämlichen Nachtschicht Ja gesagt, anstatt mich an unser Treffen zu erinnern. Okay, das würde von nun an anders werden. Aber der Schaden war angerichtet.

Ich hob das Handy wieder hoch, öffnete erneut die Kalender-App und trug sowohl das Mittagessen mit meinem Bruder und meiner Mutter als auch das Treffen mit Bernie und seiner Familie ein. Auch für diese beiden Termine setzte ich mir je zwei Erinnerungen.

Aus dem Nichts poppte eine Frage in meinem Kopf auf.

Was willst du bauen?

Sie stammte aus der Projektmanagement-Anleitung für Dreijährige. Ich schloss die Augen und brachte sie mit den letzten Stunden in Verbindung. Was wollte ich bauen? Ich wollte ein Leben bauen, das mich nicht in Situationen brachte, in denen ich andere Menschen enttäuschte, weil ich vergessen hatte, dass wir verabredet waren.

Welche Steine brauchst du dafür?

Ein Lächeln legte sich auf meine Lippen, weil ich den vielleicht wichtigsten Stein dafür gefunden hatte. Meine Kalender-App. Jetzt durfte ich Schritt für Schritt bauen. Zumindest war das der dritte Punkt in dem Projektplan. Das bedeutete, dass ich jeden Termin sofort eintrug. Und dass ich dann zu den Terminen stand. Es gab nur ein Problem: Auch dann würde ich Menschen enttäuschen.

Seufzend lehnte ich mich zurück. Ich würde es nie allen recht machen können. Und vielleicht war es an der Zeit, mir die Frage zu stellen, ob ich das überhaupt wollte.

In diesem Moment traf eine SMS auf meinem Telefon ein. Sie war von Jonas, mit dem ich morgen zusammenarbeiten sollte.

Hey, Marly. Sorry, hab mir 'nen Virus eingefangen. Bin morgen nicht da. LG Jonas

Als ich nach Hause kam, roch es nach in Butter gebratenem Knoblauch. Aus der Küche drangen Musik und Tommys Stimme. Er sang einen Janet Jackson Song aus den Neunzigern mit. Leise zog ich meine Schuhe aus, stellte sie neben eine Papiertüte, die an der Garderobe stand, und ging auf Zehenspitzen durch den Flur. Im Türrahmen blieb ich stehen und betrachtete ihn, wie er zwei Gläser mit Wein füllte und danach mit einem Löffel in einem der Töpfe rührte, die sich auf dem Herd befanden.

Erst als der Song endete, sah er in meine Richtung. Er erschrak nicht, war nicht peinlich berührt. Die einzige Reaktion, die er auf mein plötzliches Erscheinen hin zeigte, war ein liebevolles, freudiges Lächeln. Er nahm die beiden Weingläser, kam zu mir, küsste mich wieder auf diese Art, die meine Knie weich werden ließ, und reichte mir eines der Gläser.

»Hallo, meine Schöne.«

Ich akzeptierte das Wort. Ich wusste, dass er mich schön fand. »Hallo, mein Schöner.« Am liebsten hätte ich unsere Begrüßung von vor ein paar Tagen wiederholt, doch Tommy hielt mich zurück.

»Das Essen ist gleich fertig.«

»Es duftet so wunderbar.«

Gemeinsam gingen wir zum Herd und ich schmulte in die Töpfe. In der Pfanne mit dem buttrigen Knoblauch befand sich Fisch, in einem der Töpfe eine Sauce und in einem anderen Spinat. Klassisch. Klassisch war Tommys Spezialität.

»Warum bist du denn schon zu Hause?« Doch dann sah ich auf die Uhr. Bernie und ich hatten uns nach meinem gewöhnlichen Frühschichtende getroffen und mehrere Stunden zusammen im *Chaplenes* verbracht. Deshalb war es bereits acht. »Ach so.« Ich lachte.

»Möchtest du dich noch umziehen?«

Für einen Moment war ich verunsichert und roch verstohlen an meiner Achsel. Stank ich? Die Fahrt mit den Öffis und die herausfordernde Begegnung mit Bernie hatten mein Deo sicher auf eine harte Probe gestellt. Ich hatte kurz vor dem Treffen geduscht, doch das half nicht immer. Wenn ich besonders gestresst war, konnte auch eine Tonne Antitranspirant nichts daran ändern, dass sich dunkle Flecken unter meinen Armen bildeten und man deren Ursache auch roch.

»Ähm, ja, gute Idee. Wie viel Zeit habe ich?«

»Wie viel brauchst du?« Er nahm die Pfanne vom Herd.

Ein schlechtes Gewissen überkam mich. Er stand sicher schon eine Weile in der Küche, hatte auf mich gewartet und bestimmt Hunger. Ich hingegen hatte das riesige Kuchenstück letztendlich vollständig gegessen. »Nicht viel. Ich beeile mich.« Ich stellte das Weinglas auf den Tisch und verließ mit schnellen Schritten die Küche, um zunächst ins Bad zu gehen. Dort zog ich mein Shirt aus, warf es in die Wäsche und wusch meine Achselhöhlen. Ich benutzte ein Deo und rannte ins Schlafzimmer, wo ich mir ein T-Shirt überzog, von dem ich wusste, dass Tommy es mochte.

»Das war wirklich schnell.« Lachend empfing er mich, als ich zurückkam. Und dann nahm er mich in den Arm, küsste mich wieder und irgendwann flachte der Stress ab. Ich vergaß sogar, dass wir unseren Streit nicht komplett aufgelöst hatten. Oder vielmehr verdrängte ich das Gefühl, das mich in den letzten Tagen immer

wieder daran erinnert hatte, nun endlich. Er hatte es nicht so gemeint, das wusste ich. Ich hatte überreagiert. Das wusste ich auch.

Als wir ein paar Minuten später am Tisch saßen, fragte er: »Wie war dein Treffen mit Herrn Klein?«

Ich kaute, schluckte und sagte: »Bernie.«

Er gluckste auf. »Ernsthaft?«

Ich nickte grinsend. »Er ist wirklich nett. Aber er stellt zu viele Fragen.«

Ein Runzeln legte sich auf seine Stirn. »Wie meinst du das?«

Mein Grinsen wurde breiter. »Er ist siebzig Jahre alt, Tommy.«

»Na und? Was wollte er wissen?« Er hatte sich etwas entspannt, doch ein Rest Argwohn begleitete seine Worte.

Eigentlich wollte ich kein weiteres Mal darüber reden, doch jetzt musste ich es. »Ach, er hat so komisches Zeug gesagt. Von wegen, dass nur ich bestimmen könne, ob ich wertvoll wäre oder nicht.« Ich senkte den Blick bei diesen Worten auf mein Essen, spürte die Hitze in mir aufsteigen und schob schnell eine weitere gefüllte Gabel in meinen Mund, als könnte ich die Situation damit entschärfen. Was machten diese Worte nur mit mir?

»Was ist falsch daran?«

Erstaunt sah ich auf. »Wie meinst du das?«

Er musterte mich und ich bemerkte etwas in seinem Blick, das vielleicht schon immer da gewesen war, das ich vielleicht aber nie wahrgenommen hatte. Ich wusste, dass Tommy mich liebte. Mich als Frau. Doch in diesem Moment erkannte ich, dass er den Menschen in mir sah. Es war verrückt. Und vermutlich auch vollkommener Quatsch. Aber dieser Blick war so anders intensiv als die vielen, mit denen er mich in den vergangenen vier Jahren angesehen hatte. Oder hatte ich ihn bisher nur nie so gedeutet, wie ich es jetzt tat?

Tommy ließ sein Besteck sinken und griff nach meiner Hand. »Glaubst du, dass du wertvoll bist?«

Die Frage machte mich verlegen. Ich zuckte mit den Schultern und hörte die Stimme meiner Mutter. *Eigenlob stinkt*. »Na ja, ich

schätze, für die Bewohner im *Haus Sophia* bin ich wertvoll. Und für dich?« Es klang wie eine Frage.

Er schüttelte mit zusammengezogenen Augenbrauen den Kopf. »Das wollte ich nicht wissen. Ohne all die anderen Menschen, für die du etwas tust … wenn du nur dich betrachtest, abgekapselt vom Außen. Glaubst du, dass du wertvoll bist?« Er kramte wieder sein in den Coachings angesammeltes Wissen hervor, mit dem ich nichts anfangen konnte.

»Das ist Unsinn, Tommy. Ich kann mich nicht unabhängig von anderen Menschen betrachten.«

»Warum nicht? Was würde passieren, wenn du deinen Job verlierst und wir uns trennen? Wärst du dann nicht mehr wertvoll?« Er klang fast wütend.

Und in mir aktivierten seine Worte das Alarmsystem meines Körpers. Er schüttete Adrenalin und Gedanken aus, die analysierten, ob seine Frage ein versteckter Hinweis sein könnte. Ihren Inhalt vergaß ich auf diese Weise.

»Marly? Würdest du dich als wertvoll ansehen, wenn niemand um dich herum wäre, der dich braucht?«

Ich sah ihn an, schluckte die Verletzung hinunter und zuckte wieder mit den Schultern. »Das weiß ich nicht. Woher soll ich das wissen? Ich war noch nie wirklich allein. Ich hatte immer Anita, dich, meinen Job.«

»Doch was bist du ohne all das?«

»Was ist das für eine Frage? Das alles gehört zu mir. Ich kann mich nicht ohne euch sehen.«

»Vielleicht solltest du damit anfangen.«

Seine Worte forderten mich heraus, brachten mich in die Defensive, aus der heraus ich nur die Flucht ergreifen konnte. Ich wollte nicht mit ihm streiten. Vielleicht hätte ich ihn sonst gefragt, wer er denn ohne all die Menschen um ihn herum war. Ohne seinen Job in der Werbeagentur. Ohne seine Kumpels, mit denen er Basketball spielte. Ohne seine Eltern, zu denen ich ein besseres Verhältnis hatte als zu meiner Mutter.

Doch ich fragte ihn nicht. Vielleicht hatte ich Angst davor, dass er die Antwort kannte und ich dann erst recht nach meiner eigenen würde suchen müssen.

Wir aßen weiter. Irgendwann erzählte ich ihm, warum Bernie sich mit mir hatte treffen wollen, und Tommy erzählte von einem besonders spannenden Auftrag, bei dem es allerdings einige Probleme mit dem Geschäftsführer gab. Ich wollte ihm zuhören, aber meine Aufmerksamkeit wurde von diesem blöden Gefühl von ihm ab- und auf mein Inneres gelenkt. Und dieses Mal waren es nicht die Zweifel an mir und meinem Tun, die sie dort hielten.

»Ich schätze, wir werden einige Überstunden machen müssen, um die Deadline einzuhalten. Zum Glück macht es Spaß und wir können dieses neue KI-Tool einsetzen, das wir vor ein paar Wochen gekauft haben.«

Bei *KI-Tool* hatte er meine Aufmerksamkeit zurück. Ich dachte an den Projektplan für Dreijährige und war kurz davor, ihn zu fragen, was dieses Tool konnte. Aber er sprach weiter und ich wollte ihn nicht unterbrechen, nachdem ich schon nicht richtig zugehört hatte. »Ach, und schau, sie haben uns ein paar ihrer Produkte mitgebracht.« Er stand auf, holte die Papiertüte, die ich beim Nachhausekommen gesehen hatte, und reichte sie mir. »Vielleicht kannst du etwas davon gebrauchen.«

Tommy brachte häufig Produktproben seiner Kunden mit. Auf diese Weise fand er die Besonderheiten, auf die er dann die Marketingideen fokussieren konnte. Er liebte seinen Job und die Überstunden, die zudem bezahlt wurden, machten ihm nichts aus.

Als ich in den Beutel sah, stockte mir der Atem. »Das ist nicht dein Ernst.« Ich flüsterte nur, doch natürlich hatte er mich gehört.

»Was meinst du?«

Ich zog eines der Notizbücher hervor. »Die Dinger verfolgen mich.«

»Du kennst die Marke?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, es ist nur der dritte Hinweis auf das Journaln, den ich heute bekomme.«

Er lächelte. »Ich dachte, du könntest darin die Geschichten sammeln, denen du auf der Arbeit begegnest.«

Ich hob den Blick von dem Notizbuch, ließ die Hand, mit der ich gerade über den Einband gestreichelt hatte, aber darauf liegen. »Was?«

Er rutschte etwas näher zu mir. »Marly, es tut mir leid, wenn dich meine Worte verletzt haben. Ich habe sie nicht so gemeint, wie sie angekommen sind. Ich finde es wunderschön, was du vorhast, und wenn du etwas von mir brauchst, dann sag es mir. Vielleicht könnte ich dir ein Logo designen. Oder eine Vorlage für deine Thumbnails.«

»Thumbnails?« Wieder pickte ich nur ein unwichtiges Detail aus seinen großen Worten heraus.

»Das sind die Bilder, die du bei YouTube siehst. So was wie das Cover deiner Videos.«

Ich nickte, wusste, was er meinte, und ließ dann den Rest seiner Worte ankommen. »Du hältst es für eine gute Idee?«

Er lächelte so liebevoll. »Ich halte es für eine ganz wundervolle Idee.« Für einen Moment zögerte er. »Und wer weiß, vielleicht hilft es dir, deinen eigenen Wert zu finden.«

Widerstand regte sich in mir, doch ich schluckte ihn runter. »Danke.«

»Hast du Bernie gezeigt, was du über seine Mutter geschrieben hast?«

Ich schüttelte den Kopf. Natürlich war mir bewusst, dass ich die Geschichten nicht ohne Zustimmung der Menschen teilen durfte, von denen sie erzählten. Oder der Zustimmung ihrer Angehörigen. »Es war nicht der richtige Moment.«

»Bring sie ihm am Dienstag mit. Ich bin sicher, er wird es lieben, dass du dich so sehr mit seiner Ima beschäftigt hast.« Tommy nutzte das hebräische Wort so mühelos. Dabei kannte er es erst seit ein paar Minuten. »Dass du sie so deutlich gesehen hast. Und vielleicht gibt er dir ein paar Bilder, die du in deinen Videos verwenden kannst.«

Ich nickte nur.

»Sag mal, hast du schon angefangen, dich damit zu beschäftigen? Wie man Videos bearbeitet? Wenn du möchtest, könnte ich dir

ein paar Dinge zeigen, dir das Programm installieren, mit dem wir in der Agentur arbeiten. Ich habe noch eine Lizenz. Es gibt sicher Apps, die leichter zu bedienen sind, aber dieses bietet dir die meisten Möglichkeiten. Und ich kenne mich damit aus, kann dir bei Fragen also helfen.«

Ich schluckte und spürte plötzlich einen Kloß in meinem Hals aufsteigen, dann Tränen, die ich nicht stoppen konnte, selbst wenn ich es gewollt hätte. Ich hatte keine Ahnung, wo dieser Gefühlsausbruch herkam.

»Hey, was ist los? Habe ich wieder etwas Falsches gesagt?« Er wirkte so irritiert und fast schon verzweifelt, dass mir meine Tränen sofort leidtaten. Ich wischte sie mir von den Wangen und schüttelte heftig mit dem Kopf.

»Was ist dann los?«

Ich versuchte mich an einem Lachen, das misslang. »Es ist einfach alles so viel gerade.« Ein Lächeln brachte ich zustande. »Aber das hört sich verdammt gut an. Ich würde mich freuen, wenn du mir hilfst, auch wenn ich ehrlich noch nicht weiß, wann ich damit wirklich anfangen will.«

Tommy deutete auf das Buch. »Vielleicht kannst du es mit diesem Ding da herausfinden.«

»Ja, vielleicht.«

Er rutschte näher zu mir und griff nach meiner Hand. »Seit einem Jahr, seitdem diese Anna von *Grace & Anna* davon erzählt hat, dass sie täglich journalt, willst du damit anfangen. Vielleicht ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, an dem du es tun solltest.«

Ich grinste ihn schief an. »Was weißt du denn vom Journaln?«

Er lächelte viel zu selbstzufrieden. »Alles, was du mir darüber erzählt hast.«

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »Und wenn ich es selbst wert bin.« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© ANDREA WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.